Nº 2

F086
.G3
.B31

Flugschriften des Tag

OBERST BAUER

Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?

August Scherl G.m.b.H. Berlin

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen?

Drei Fragen
beantwortet von

Oberst Bauer

21. bis 30. Tausend

Flugschriften des „Tag" Nr. 2

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H.
Berlin

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.
Copyright bei August Scherl G. m. b. H. Berlin 1919

Digitized by Google

287369
FEB -3 1925
F086
.G3
.B31

Vorwort

Es kann sich in der nachstehenden Schrift nicht darum handeln, ein erschöpfendes Bild mit allen Einzelheiten zu geben, das ist zur Zeit in objektiver Form nicht möglich und würde zudem bei der Fülle des Stoffes Bände erfordern. Es kommt nur darauf an, gegenüber den vielfach — teils absichtlich, teils aus Unkenntnis — verbreiteten irrigen Ansichten möglichst kurz den Gesamtzusammenhang der Dinge nach Ursache und Wirkung festzulegen. Ich habe versucht, sine ira et studio zu schreiben, auch in der Schuldfrage. Man könnte einwenden, daß bei der Klärung dieser Frage nichts herauskäme und es jetzt hieße, einig zu sein und auf die Zukunft zu sehen. Das trifft aber nicht zu. Das Volk, das in seiner Gesamtheit Unsagbares geduldet und mehr denn je ein Volk der Erde geleistet hat, soll auf diese Leistungen stolz sein können und die Kraft des Aufschwungs zu neuem Leben aus ihnen entnehmen. Und das kann es nicht,

wenn es in den Irrglauben geführt wird, daß es verraten und dem Interesse elender Egoisten geopfert worden ist. Es muß aber andererseits auch klar sehen, wo und wie gefehlt und gesündigt ist; denn nur dann kann man für die Zukunft vorbauen.

In dem Kampf der Meinungen mögen die Geister aufeinander platzen, das ist sogar nötig. Aber auch in dem Kampf soll man die Ehre des Gegners nicht antasten und sein Pflichtgefühl nicht verdächtigen. Dann wird schließlich doch eine Einigung möglich sein, wenigstens für alle, deren Streben einem stolzen, freien und mächtigen Deutschland gilt.

Digitized by Google

I. Konnte Deutschland den Krieg vermeiden?

Selten ist ein mächtiger Staat unter so ungünstigen Umständen in einen Krieg getreten wie Deutschland im Jahre 1914. Ihm zur Seite standen nur das durch innere Uneinigkeit zerrissene, aber doch militärisch noch starke Österreich und der kranke Mann am Bosporus. G e g e n s i c h hatte es die nächst ihm stärksten und gefestigtsten Mächte Europas: Frankreich, England und Rußland.

Unsere Bevölkerungsziffer und unsere Soldatenzahl war sehr viel geringer als die unserer Feinde, unser Vorrat an Rohstoffen und Lebensmitteln war knapp; seine Ergänzung durch die leicht vorauszusehende Absperrung vom Weltmarkt mit den größten Schwierigkeiten verbunden, während unseren Feinden alle Schätze der Erde zur Verfügung standen. So gehörte ein unerschütterliches Vertrauen auf die militärische Tüchtigkeit, den Opfer- und Ordnungssinn und die industrielle Leistungsfähigkeit unseres Volkes dazu, um an den Sieg zu glauben. Aber auch die, die solches Vertrauen beseelte, konnte nur die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Krieges zum furchtbar ernsten Entschluß treiben, der am 1. August

1914 gefaßt wurde. Die Kriegserklärung war nichts anderes als ein Akt der Notwehr, und die Regierung selbst war, als sie sich zum Losschlagen entschloß, keineswegs von Siegeszuversicht durchdrungen.

Die Frage: „Ließ sich der Krieg vermeiden, sei es durch Zugeständnisse, sei es durch die Preisgabe Österreichs?" ist also durchaus berechtigt. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein und lautet: „Nein, denn die Gegner suchten ihn."

Jahrzehntelang hatte Frankreich den Revanchekrieg ganz offen vorbereitet, nur im Gedanken an ihn hatte es das Bündnis mit Rußland geschlossen. England war sich darüber klar: „Germany must be crippled"! Es ist gut, sich dieser freundlichen Worte eines englischen Admirals zu erinnern.

Die Entente hielt den Sieg schon lange für sicher. Im Vertrauen auf ihre numerische Überlegenheit hatte sie uns schon manche diplomatische Ohrfeige versetzt und uns erheblich in unserer Ehre und unserer wirtschaftlichen Lage geschädigt (Algeciras, Bagdadbahn usw.) Deutschland war zurückgewichen, lediglich um den Frieden zu wahren. Diese Friedensliebe trug uns den Hohn und die Verachtung der Welt ein und wurde als Furcht und Schwächegefühl ausgelegt.

Schließlich hatte noch der unglaubliche Zabern-Rummel den Glauben des Auslandes, daß wir dem Verfall geweiht seien, gefestigt. Was der Reichstag damit angerichtet hat, kann nur beurteilen, wer damals die ausländische, besonders die französische Presse verfolgt hat.

Man kann also sagen, der Krieg gegen uns war sicher, unsicher nur der Zeitpunkt. Für seine Wahl fiel 1914 ins Gewicht, daß Rußland mit seinen Heeresorganisationen und seinem Eisenbahnnetz noch nicht ganz fertig war. Das war erst für 1917 vorgesehen. Aber immerhin war es bereit, und wir waren genau darüber unterrichtet, daß es den Krieg nicht etwa nur gegen Österreich vorbereitete, sondern daß der Haß gegen Deutschland viel größer war als der gegen unseren Bundesgenossen. Man war von der Überzeugung durchdrungen, daß der Weg nach Konstantinopel über Berlin führe, und man war fest entschlossen, diesen Weg zu gehen.

Frankreich aber war „archiprête". Es hatte sich dabei mit seiner dreijährigen Dienstzeit so überanspannt, daß es diese Last sicher nicht lange zu tragen bereit und imstande war. Hätten wir also 1914 versucht, den Krieg durch die Preisgabe Österreichs zu vermeiden, und wäre er damals nicht ausgebrochen — was auch noch zweifelhaft ist —, so wäre Österreich auf das tiefste gedemütigt worden, wir hätten unseren einzigen zuverlässigen Bundesgenossen verloren, und das triumphierende und stärker gewordene Rußland wäre mit viel größerer Aussicht auf Erfolg über das vereinsamte Deutschland spätestens im Jahre 1917 hergefallen.

Wer noch weitere Beweise für die Unvermeidlichkeit des Krieges sucht, dem empfehle ich die Reden und Telegramme der Ententestaatsmänner aus dem Jahre vor dem Kriege nochmal zu lesen. Anscheinend

hat man sie ganz vergessen, genau so, wie man sie seinerzeit als harmlos ansah — es ist so bequem, Vogel Strauß zu spielen! —

Eine gewisse Presse, die stets weitab vom nationalen Empfinden stand, sucht nun trotz alledem die Schuld am Kriege dem alten Deutschland, dem Kaiser und seinen Beratern, insbesondere einer Militärkaste zuzuschieben, zur Freude des Auslandes und der dort sitzenden wahrhaft Schuldigen. Erstaunlich ist dabei nur, daß das deutsche Volk für diese Beschmutzung seines Nestes anscheinend kein Verständnis mehr hat. Wir sind und bleiben das einzige unter den Völkern der Erde, das mit herostratischer Wollust nach den Splittern im eigenen Auge sucht und die Balken im Auge seiner Feinde nicht sehen will. Die als Belege für die Richtigkeit dieser würdelosen Selbstbezichtigung veröffentlichten „offiziellen Schriftstücke" haben, losgelöst aus ihrem historischen Zusammenhang und als Ausflüsse einer subjektiven, auf Augenblickseindrücken beruhenden Ansicht, wie der Brief des Legationsrats von Schön an die bayerische Regierung, nicht die geringste Beweiskraft.

Ich wiederhole, der weich- aber edeldenkende, gottesfürchtige Kaiser Wilhelm war nicht kriegslustig, im Gegenteil. Noch weniger gab es eine kriegslustige Militärkaste, weil es überhaupt keine gab. Wer soll denn zu ihr gehört haben? Bitte, nennt Namen!

Am allerwenigsten wird man unsere politischen Führer Kriegshetzer nennen können. Jagow, der noch 24 Stunden vor dem Ausbruch des Krieges er-

klärte, „dann würde ja die ganze Diplomatie nichts taugen, wenn es ihr nicht gelänge, den Krieg zu verhindern", war gewiß mehr als friedliebend.

Bethmann, der wenigstens nach der Kriegserklärung Englands einen glücklichen Ausgang des Krieges für unmöglich hielt, war es nicht minder. Und die Ratgeber des Kaisers, Valentini und Müller, waren schon auf Grund ihrer religiösen Anschauungen echte Pazifisten und obendrein sehr vorsichtige Gemüter. Daß sie einem Kriege gegen eine solche Überlegenheit das Wort geredet hätten, ist absolut ausgeschlossen. Was somit von einer Kriegspartei erzählt wird, entbehrt jeder tatsächlichen Unterlage.

Eine andere Frage ist die, ob eine bessere Politik uns vor dem Kriege hätte bewahren können. Diese Frage kann man mit einem „Vielleicht" beantworten. Zwar hätte Frankreich nichts von seinen wilden Rachegelüsten aufgegeben, und auch Rußland war uns seit dem Berliner Kongreß entfremdet, seit der Kündigung des Rückversicherungsvertrags zum Feinde und nach dem während des Russisch-Japanischen Krieges erzwungenen Handelsvertrag zum haßerfüllten Feinde geworden. Aber wir hätten wenigstens mit England besser auskommen können. England bedarf der Seeherrschaft, ohne sie ist es verloren. Sie ist Lebensfrage für den Inselstaat. Unser Flottenbau mußte England beunruhigen. Da wir aber neben unserem gewaltigen Heer eine der englischen gleichwertige Flotte nicht halten konnten, so war das Programm des England reizenden Flottenbaus ein nicht nur nutz-

loser, sondern schädlicher Gedanke und wurde zum verhängnisvollen Hebel der englischen Einkreisungspolitik. Unsere Zukunft lag nicht auf dem Wasser, wenigstens nicht, solange wir in Europa noch keine Ellbogenfreiheit hatten. Wäre es uns aber gelungen, uns Englands Neutralität zu sichern, so wäre es sehr fraglich gewesen, ob Rußland und Frankreich den Krieg gewagt hätten. Hätten sie ihn aber gewagt, so hätten sie ihn verloren.

Unsere Außenpolitik war tatsächlich ein Trauerspiel ersten Ranges. Säbelrasseln, Friedensschalmeien, Rückzüge und alles im verkehrten Augenblick, bis wir glücklich den halben Erdball gegen uns hatten.

Eine erschöpfende Erörterung der Schuldfrage ist noch nicht möglich. Aber schon heute können wir mit Fug und Recht behaupten, daß den Leitern unserer Politik jeder „Dolus" fernlag, daß aber die culpa einer schwankenden und ziellosen Diplomatie auf ihr lastet. Diese Schuld aber, die nur uns selbst zum Verhängnis wurde, kann nie und nimmer der Anlaß zu einem internationalen Strafgericht werden. Ihre Ahndung ist ganz allein die Sache des deutschen Volkes.

So ergibt sich denn Folgendes:

Unsere auswärtige Politik war seit Jahrzehnten unglücklich und falsch. Sie hatte uns isoliert und uns den Haß und das Mißtrauen fast der ganzen Welt zugezogen. Ein Krieg war unvermeidbar, weil Frankreich und Rußland jede Verständigung unbedingt ablehnten und den Krieg wollten. Selbst wenn

der Krieg 1914 vermeidbar gewesen wäre, so hätten wir ihn in den nächsten Jahren und wahrscheinlich unter noch schwereren Verhältnissen dennoch führen müssen.

Nun ist es aber bei jedem, auch bei einem aufgezwungenen Kriege wichtig, daß er von der Volksstimmung getragen wird. Diese Stimmung aber ist nur zu erzeugen, wenn das ganze Volk sich angegriffen fühlt. Es kommt also sehr viel darauf an, daß auch der äußere Schein des Angriffkrieges vermieden wird. Einer Geschichtsfälschung hätten wir nicht bedurft, um unsere Feinde ins Unrecht zu setzen. Aber leicht war in unserem Falle diese lebenswichtige Aufgabe nicht zu lösen. Denn wir durften die Mobilmachung nicht allzusehr verzögern, weil Rußland bereits mobilisierte und harmlos seine Kavallerie-Einfälle ohne Kriegserklärung in Ostpreußen ansetzte. Auch in Frankreich wurden die Reservisten ebenfalls vor der Kriegserklärung ganz munter eingezogen — es ist kein Grund, an den zahlreichen Meldungen darüber zu zweifeln. Wir aber wollten diese Maßregeln ohne Kriegserklärung nicht anwenden, und so wurde der Krieg erklärt. Ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, trotz allem noch damit zu warten, bleibt fraglich. Der Zeitverlust hätte uns zwar geschadet, aber dafür hätten wir vor der ganzen Welt klar als Angegriffene dagestanden, und namentlich Italien hätte kaum einen anständigen Vorwand gehabt, uns im Stich zu lassen.

Wenn also unsere Kriegserklärung auch ungeschickt war, so ändert das an der unbestreitbaren Tatsache

Digitized by Google

nichts, daß wir mit ihr nur einem längst geplanten Überfall zuvorkamen.

Eigenartig steht die Sache mit dem Einmarsch in Belgien. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß ein Krieg mit Millionenheeren nicht auf die schmale deutsch-französische Grenze angesetzt werden kann. Hinzu kommt noch, daß lange Strecken dieser Grenze für Operationen großen Stils infolge der Geländegestaltung (Vogesen usw.) ausscheiden. Die freien Teile der Grenze waren aber beiderseits durch Befestigungsanlagen geschützt. Somit mußte Belgien als Durchmarsch- und evtl. als Kampfgelände in Betracht gezogen werden. Das haben Engländer und Franzosen so gut wie wir getan, und und es waren zwischen ihnen und Belgien weitgehende Abmachungen getroffen. Die später in Brüssel aufgefundenen Akten haben dies in vollem Umfang bestätigt. Es war also auch aussichtslos für uns, bereits im Frieden ebenfalls Abmachungen mit Belgien anzustreben, wir hätten dadurch nur unsere Karten aufgedeckt. Natürlich wäre es erwünscht gewesen, der Entente die Vorhand mit dem Einmarsch in Belgien zu lassen, aber das war unmöglich, denn wir mußten schnell handeln. Hätten wir das Einfalltor Lüttich nicht gehabt, bevor es armiert und stark besetzt war, so wären wir auch mit dem rechten Heeresflügel in die Defensive gedrängt worden. Eine schnelle Entscheidung war dann nicht möglich (vgl. unter II). Außerdem bedrohte der Krieg dann unsere empfindlichste Stelle, das rheinisch-westfälische Industriegebiet.

Digitized by Google

Vom **militärischen** Standpunkt aus war also der sofortige Einmarsch in Belgien unbedingt nötig. Andererseits war man sich des politischen Nachteils eines solchen Vorgehens natürlich bewußt. Wir mußten damit rechnen, daß die Entente unser scheinbares Unrecht gründlichst gegen uns ausschlachten würden. Daß dann aber auch noch leitende Staatsmänner, Parlamentarier und Politiker Deutschlands der Entente zu Hilfe kamen, indem sie immer wieder von dem Belgien angetanenen Unrecht redeten, entsprach weder der tatsächlichen Lage noch den einfachsten Geboten der Klugheit. Es wäre richtiger gewesen, den militärischen Plan durch einen diplomatischen Feldzugsplan zu unterstützen und der mit Sicherheit zu erwartenden Entrüstung ganz Westeuropas durch die völkerrechtliche Begründung des Einmarsches wirksam zu begegnen.

Um das Belgien durch uns angetane „Unrecht" richtig zu bewerten, braucht man nur zu fragen: „Was wäre geschehen, wenn wir nicht eingerückt wären?" Dann wären Engländer und Franzosen durch Belgien vorgerückt; Belgien hätte bestenfalls protestiert, wahrscheinlich sich angeschlossen. In diesem Falle aber würde kein Mensch heute von einem Belgien durch die Entente angetanen Unrecht reden.

Digitized by Google

II. Konnte Deutschland den Krieg überhaupt gewinnen?

Die Frage muß in militärischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung geprüft werden.

Der Krieg war nach alter Schlieffenscher Idee so gedacht, daß im Westen schnell mit möglichster Stärke eine Entscheidung gesucht werden sollte, während wir uns im Osten zunächst hinhaltend verhielten, um nach Freiwerden der Kräfte im Westen uns auch dorthin zum Entscheidungsschlage zu wenden. Wäre dieser Plan geglückt, so wäre ein großer Teil der militärischen Aufgaben (Ersatz, Ausbildung usw.), vor allem aber alle wirtschaftlichen Aufgaben, deren Lösung uns so große Schwierigkeiten bereitet hat, kaum in die Erscheinung getreten. Der Gedanke Schlieffens war groß und sein Gelingen trotz der Kühnheit wahrscheinlich, da die Ausbildung des Heeres und die Erziehung der Führer und des Generalstabes planmäßig auf ihn — auf die rücksichtslose Offensive im Westen — eingestellt worden waren. Daß er scheiterte, lag jedenfalls nicht in einer falschen Schlußfolgerung, sondern im wesentlichen an drei anderen Faktoren.

Erstens führte nicht mehr Schlieffen, sondern Moltke. Der war aber ein nervenschwacher und schwer leidender Mann.

Ludendorff war, obgleich damals schon als ein

Digitized by Google

Mann ersten Ranges bekannt, ausgeschaltet. Weil er anscheinend dem Militärkabinett nicht genehm war, hatte er den nebensächlichen Posten eines Armee-Oberquartiermeisters erhalten.

Solange es nun glatt, ja ungeahnt schnell vorwärts ging, d. h. der Schlieffensche Gedanke ablief, hatte Moltke's Zustand scheinbar keinen schädlichen Einfluß auf die Operationen. Im Augenblick, wo es an der Ourcq bzw. Marne zu einem Rückschlag kam, offenbarte sich seine Unfähigkeit. Moltke fiel und mit ihm leider auch Stein, der gerade begonnen hatte, die Leitung in seine Hände zu nehmen. Der Nachfolger Falkenhayn, ein äußerst fähiger Kopf mit guten Nerven, stand vor einer im Augenblick unübersehbaren Aufgabe. Er konnte nicht im eigentlichen Sinne die Armeen führen, sondern war stark von der Auffassung der Lage bei den einzelnen Armeen abhängig. Die Armeen hatten aber den Überblick nicht und konnten ihn auch nicht haben.

Der zweite Faktor war die falsche Kräfteverteilung. Unser rechter Heeresflügel hing in der Luft und war zu schwach. Hier rächte sich die unzureichende letzte Heeresvermehrung, über die daher einige Worte eingeschoben werden müssen.

Die Heeresvorlage von 1913 — von Ludendorff entworfen — sah ursprünglich erheblich mehr neue Truppen (etwa drei Armeekorps) vor. Der damalige Kriegsminister „einigte“ sich auf das niedrige Programm aus Furcht vor dem Reichstag.

Nun hatte der Reichstag, d. h. die Linke des Reichstags, allerdings jede Heeresvorlage benutzt, um Zugeständnisse gefährlichster Art (z. B. Milderung der Strafen) herauszuschlagen, aber schließlich doch immer „ja“ gesagt. Er hätte es also wohl auch in diesem Falle getan, zumal die Erkenntnis unserer Einkreisung damals die nationalliberale Partei zu der Anfrage veranlaßte, ob die geplante Vermehrung auch ausreiche. Die Partei hätte auf ihrer Erhöhung bestanden und sie durchgesetzt, wenn der Kriegsminister diese Frage nicht bejaht hätte. Tatsächlich haben uns diese Armeekorps zu Beginn des Krieges ungeheuer gefehlt. Dem rechten Heeresflügel folgend, hätten sie die Marne-Katastrophe verhindert, wenn sie zur rechten Zeit und an der rechten Stelle eingesetzt worden wären.

Nun, diese Korps waren nicht da, aber sie hätten durch die Maßnahme ersetzt werden können, daß man den linken Heeresflügel straff defensiv hielt und die dadurch entbehrlichen Truppen auf den rechten Flügel schob. Statt dessen verblutete sich die 6. Armee in fruchtlosen Kämpfen, nicht offensiv und nicht defensiv, an der Mosel südlich Toul, während der Franzose seine Kräfte von dort weg auf Paris verschob.

Dazu kam, daß auch noch zwei deutsche Korps nach dem Fall Namurs nach dem Osten abtransportiert wurden. Sie fehlten im Westen erheblich, im Osten wären sie wohl entbehrlich gewesen, nachdem Hindenburg und Ludendorffs Sieg bei Tannenberg die russische Gefahr zunächst gebannt hatte.

Digitized by Google

Als dritter Faktor kam Mangel an Ersatz, Gerät und Munition in Betracht. Der Nachschub auf dem rechten Flügel war schwierig, da die Armeen so schnell vorgingen, und da die Gegner Brücken, Bahnen usw. gründlich zerstört hatten. Hier hätten nur bessere Friedensvorbereitungen helfen können, indessen ist ein Vorwurf daraus wohl kaum zu machen, denn man kann sich nicht auf alle Fälle restlos einstellen.

Letzten Endes ist also der Marnerückschlag dadurch herbeigeführt worden, daß die von einem Riesen entworfene und auf seine Kraft bemessene Arbeit von seinen Epigonen nicht geleistet werden konnte.

Die Schlacht an der Marne war die schwerste Tragödie dieses Krieges, denn der Sieg war nahe. Als er entschwunden war, ja, als der unselige und wahrscheinlich unnötige Rückzug begann, stand Deutschland vor einer neuen, noch schwierigeren Aufgabe als zu Anfang. Es begann die zweite Phase des Krieges.

In dieser zweiten Phase lähmte unsere Kriegführung vornehmlich der jetzt einsetzende Mangel an Munition. Die Vorbereitungen des Kriegsministeriums für Neuherstellung hatten sich als völlig unzureichend erwiesen. Der Chef des Generalstabes, Falkenhayn, griff mit großer Energie ein, indem er nicht nur dem Kriegsministerium sehr bestimmte und weitgehende Forderungen stellte, sondern auch selbst Vertreter zu direkten Verhandlungen mit den führenden Männern der Industrie entsandte.

Die Industrie, die kurz vorher zum Teil noch Anweisung vom Kriegsministerium erhalten hatte, sich **nicht** auf große Lieferungen einzustellen, griff mit bewundernswerter Tatkraft ein. Immerhin dauerte es Monate, bis die Munitionserzeugung einigermaßen ausreichte, und es war nur ein Glück, daß es den Gegnern nicht viel besser ging.

Trotzdem fiel in dieser Zeit Antwerpen, und zwar mit einem ganz geringen Munitions- und Kräfte-Einsatz. Im übrigen entwickelte sich der Stellungskrieg, der im Westen auch — unterbrochen von Offensiven, d. h. Durchbruchsversuchen — zur Dauerherrschaft gelangte. Gelungen ist der völlige Durchbruch nie bis zum Schluß, weder dem einen noch dem anderen der Gegner. Stets gelang es den Verteidigern, eine neue Front rechtzeitig herzustellen. Aber diese Kriegsform kostete viel Menschen und verschlang mehr und mehr Material.

Im **Osten** dagegen wurde den Russen mit dem verstärkten Ostheer von Hindenburg und Ludendorff ein schwerer Schlag nach dem anderen beigebracht, trotz knapper Munition, mit unterlegenen Kräften und trotz des häufigen Versagens der Unterstützung der von deutschfeindlichen Elementen durchsetzten Österreicher. **Die ungeheure Gefahr der russischen Invasion wurde abgewendet! Wie schnell hat Deutschland den seinen Rettern schuldigen Dank vergessen!**

Inzwischen war 1915 auch Italien als Gegner

aufgetreten, gegen das Österreich sich aus Menschen- und Munitionsmangel rein defensiv verhalten mußte.

Im Südosten war Serbien besonders unbequem, weil es die Donau beherrschte. Da zudem Rumänien den Verkehr mit der Türkei fast ganz lahmlegte, so war die Türkei fast auf sich angewiesen, und die Gefahr eines Durchbruchs durch die Dardanellen war sehr groß. Gelang er der Entente, so war die Türkei abgesprengt. Diese war für uns aber nicht nur als militärischer Faktor, sondern auch wegen bestimmter Rohstoffe wichtig. Außerdem hätte die Entente Rußland leicht und bequem mit Kriegsmaterial versorgen können.

Dies alles machte den Feldzug gegen Serbien nötig. Er wurde andererseits erst möglich, nachdem Bulgarien auf unsere Seite zu treten bereit war und die siegreich durchgeführte Offensive von Gorlice auf Brest-Litowsk die nötigen Truppen freigab.

Es folgte der Donau-Übergang Mackensens — eine Waffentat von gewaltiger Größe — und der Siegesmarsch durch Serbien und Montenegro. Das gesteckte Ziel war erreicht.

Nun waren Kräfte frei, um auch im Westen einen entscheidenden Schlag zu führen. Die Wahl fiel auf Verdun. Der ursprüngliche Gedanke eines Vorstoßes auf Belfort war richtigerweise fallengelassen worden, da er kein entscheidendes Ziel bot. Ob Verdun das geeignete Ziel zur Erkämpfung des entscheidenden Sieges war, ist zweifelhaft. Wahrscheinlich hätte ein

Digitized by Google

Vorstoß weiter westlich, etwa in Richtung auf Paris, bessere Aussichten gehabt.

Der Angriff auf Verdun erfolgte trotz Vorstellungen und Warnungen, lediglich auf dem Ostufer, d. h. auf zu schmaler Front. Er mußte, wie alle zu schmalen Angriffe, durch die Flankierung zum Stehen kommen. Und so geschah es. Anfänglich wundervollen Erfolgen unserer angriffsfreudigen Truppen folgte ein Ringen unter ungünstigsten Verhältnissen. Daß bei gleichzeitigem Ost- und Westangriff Verdun in einigen Tagen gefallen wäre, kann man nach den glänzenden Anfangserfolgen kaum bezweifeln.

Die Augen der O. H. L. blieben noch auf Verdun geheftet, als längst schon die Anzeichen des feindlichen Angriffs an der Somme zutage traten, und so traf uns dieser Angriff sehr wenig vorbereitet. Das durch die Verdunkämpfe geschwächte und nach veralteten taktischen Grundsätzen kämpfende Heer hatte einen mühevollen Stand und große Verluste.

Als dann noch im Osten die Brussilow-Offensive einsetzte, wurde die Lage noch verzweifelter und ernster. Und dann kam auch noch Rumäniens Kriegserklärung! Die Lage schien rettungslos, und jetzt endlich traten Hindenburg und Ludendorff in die Oberste Heeresleitung; es begann die dritte Phase des Krieges.

Die Frage, ob es bei richtiger Kriegführung möglich gewesen wäre, in der zweiten Phase den Krieg siegreich zu beenden, muß verneint werden. Gewiß ist mancherlei versehen, aber auch Gewaltiges geleistet

worden. Eine Prüfung, was besser hätte gemacht werden können, ist jedenfalls nützlich.

Militärisch war es bedauerlich, daß unsere Kampfart im Westen sich nicht rechtzeitig den Verhältnissen angepaßt hatte. Wir haben durch Beibehalten veralteter Formen viel Menschen unnütz verloren. Das starre Halten einer Linie, der Masseneinsatz von Infanterie, die ungenügende Artillerieunterstützung sind Fehler gewesen. Insbesondere wurde nicht früh genug erkannt, daß die Kämpfe mehr und mehr den Charakter von Materialschlachten annahmen, und daß es somit galt, die Rüstungsindustrie der Heimat weit mehr auszunutzen.

Bei den Kämpfen im Osten und Südosten erwies sich unsere Kampfweise als richtig; soweit das Althergebrachte abänderungsbedürftig war, wurde es von Ludendorff den neuen Kampfmethoden angepaßt.

Daß sich die Fehler von Verdun bitter gerächt haben, ist schon erwähnt. Man kann wohl auch sagen, daß die Offensive von Gorlice zu spät abgebrochen wurde. Zwar haben wir den Russen bei der Verfolgung viel Land abgenommen, aber sonst wenig Schaden zugefügt. Wir verloren in den üblen Kämpfen gegen die feindlichen Nachhuten viele Menschen und bekamen die Kräfte für den serbischen Feldzug zu spät frei. Dadurch fiel dieser Feldzug in eine sehr ungünstige Jahreszeit, nahm die Truppen sehr stark mit und dauerte verhältnismäßig lange. Es wäre aber von größter Bedeutung gewesen, wenn man die Truppen nach Serbiens Niederwerfung noch im

Jahre 1915 so rechtzeitig bereitgestellt hätte, daß man einem Ultimatum an Rumänien Nachdruck hätte verleihen können. Wahrscheinlich hätte sich dadurch der späte Feldzug gegen Rumänien vermeiden lassen. —

Denen, die aus den gemachten Fehlern Stricke für die damalige O. H. L. drehen möchten, muß man aber entgegenhalten, daß kritisieren hinterher sehr leicht ist, und daß auch die größten Strategen Maßnahmen getroffen und Entschlüsse gefaßt haben, die sich später als falsch und schädlich erwiesen. —

Es ist nötig, kurz auch die inneren Verhältnisse Deutschlands in dieser Epoche zu betrachten. Während in der ersten Kriegsphase die Begeisterung über alles hinweggeholfen hatte, der alte Parteihader vergessen schien und alles an Pflichterfüllung wetteiferte, trat in der zweiten Phase ein starker Umschwung ein. Die Regierung erwies sich als unfähig, die Stimmung im Volk durch Aufklärung, rechtzeitige Gewährung berechtigter und strikte Ablehnung unberechtigter Forderungen aufrechtzuerhalten, mit einem Wort: das Volk zu führen. Der Burgfriede sank dahin, und insbesondere die Linke suchte sich allerlei Zugeständnisse zu verschaffen. Der Krieg wurde ob des Gezänkes geradezu vergessen, das Volk zerrieb sich in kleinen Tagessorgen.

Ein erster Versuch der Obersten Heeresleitung, die Wehrpflicht zu erweitern, um allen Volksangehörigen die Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen oder zu arbeiten, klarzumachen, scheiterte an dem Widerspruch des Reichskanzlers und des Kriegsministers. Voraus-

schauend ganze Arbeit zu machen, war ihnen nicht gegeben. Stets schoben sie den Widerspruch im Reichstag vor, obwohl diese Instanz damals sicherlich mit überwältigender Mehrheit für die Vorschläge der O. H. L. gestimmt hätte.

Zum schwerwiegenden Faktor wurde mehr und mehr die Ernährungsfrage. Es muß zugegeben werden, daß die Aufgabe restlos nicht zu lösen war, weil eben Knappheit herrschte, und weil es unmöglich war, alles zu erfassen und richtig zu verteilen. Die Grundgedanken Batockis waren, wie man jetzt zugeben muß, richtig, aber die Bureaukratie der mittleren und unteren Stellen verärgerte das Volk mit einer Flut von Bestimmungen und Strafdrohungen und hetzte Stadt und Land aufeinander. So wuchs die innere Mißstimmung beträchtlich.

Trotz allem kann man sagen, daß die Heimat in dieser zweiten Kriegsphase die Kriegführung nicht erheblich beeinflußt hat. Das Volk war in seiner übrwigenden Mehrheit opferfreudig und pflichtbewußt. —

Es begann die dritte Phase des Krieges. Ludendorffs Eintritt in die Oberste Heeresleitung löste zunächst eine Reihe wichtigster militärischer Maßnahmen aus. Der Krieg gegen Rumänien wurde trotz Schwächung der West- und Ostfront energisch aufgenommen und in einem Zuge durchgeführt. Gegen Dänemark und Holland, die von der Entente stark gegen uns beeinflußt waren, wurden Stellungssysteme erkundet und in Angriff genommen. Hinter

Digitized by Google

der Westfront entstanden strategische rückwärtige Stellungen. Die Taktik der Abwehr wurde einheitlich durch die Vorschrift: „Die Abwehrschlacht“ geregelt. Die darin festgelegte Taktik hat uns das lange Aushalten ermöglicht und die gewaltigen Angriffe des Jahres 1917 zum Scheitern kommen lassen.

Weiter wurden, im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium, neue Truppen aufgestellt und zur Deckung des nötigen Materialbedarfs das Hindenburg-Programm aufgesetzt. Das letztere bedeutete eine ganz gewaltige Steigerung der Erzeugung von Kriegsgerät aller Art, nämlich von Munition, Maschinengewehren und Geschützen. Dies Programm machte weiter die Schaffung des Kriegsamtes und des Wumba nötig. So wurde in Kürze eine ungeheure Arbeit geleistet und die Kriegführung auf neue Bahnen eingestellt.

Der Antrag auf Erweiterung der Wehrpflicht wurde erneut beim Reichskanzler gestellt und abermals — abgelehnt. Man einigte sich auf das „Hilfsdienstgesetz“. Aber nun zeigte sich die Schwäche der Regierung. Das Gesetz kam aus dem Reichstag in einer absolut unbrauchbaren Form heraus. Es legte den Arbeitern fast keine Pflichten auf, sondern gab ihnen eigentlich nur Rechte, und es hat sich dann unter dem Druck der Verhältnisse zu einem wahren Unheil ausgewachsen, wovon noch später die Rede sein wird.

Ludendorffs militärische Arbeit trug glänzende Früchte. Rumänien erlag schnell, und im Laufe des

Jahres 1917 brachen die ungeheuren Offensiven der Feinde im Westen, dank der ausreichenden Truppen und Kampfmittel, der neuen Taktik und der durch Zurückgehen in die Siegfriedstellung geschaffenen Verkürzung und Verbesserung der Front, zusammen.

Im Osten führten starke Kräfte die Offensiven von Sloczow und später bei Riga durch. Das russische Heer und Volk waren dem nicht gewachsen. Die Revolution, die Rußland noch heute zerfleischt, flammte empor. An der italienischen Front, wo die Italiener bereits den Augenblick des Durchbruchs für gekommen hielten, setzte im Herbst 17 eine Offensive von deutschen und österreichischen Truppen ein, die weit in italienisches Gebiet führte und Italien für die weitere Kriegsdauer großenteils lahmgelegt hat.

So stand Deutschland Ausgang 1917 auf dem Gipfel militärischer Kraftentfaltung, und es hatte die Möglichkeit, seine Kräfte nunmehr überwiegend zur Entscheidung an die Westfront zu ziehen und dort nach neuen Angriffsgrundsätzen, die ebenfalls in einer Vorschrift „Die Angriffsschlacht“ festgelegt waren, einheitlich seine Armeen auszubilden. Die Stimmung im Heer war trotz aller Entbehrungen und Kämpfe glänzend, auch die Disziplin gut, wenigstens bei den fechtenden Truppen.

Aber zwei andere Ereignisse drohten die günstige Lage mehr und mehr zu verschlechtern.

Zuerst die Teilnahme Amerikas am Krieg.

Die Frage, ob bei Unterlassung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges Amerika dem Kriege ferngeblieben

wäre, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden. Vielleicht wäre es möglich gewesen, Amerika frühzeitig durch Aufnahme einer großen amerikanischen Kriegsanleihe an der Erhaltung Deutschlands zu interessieren. Es ist leider nicht geschehen, auch nicht ernstlich versucht worden. Es gibt aber gewichtige Stimmen, die den Krieg mit Amerika überhaupt für unabwendbar hielten, da dieses Riesenreich dem Kriege, der über die künftige Vormacht auf der Erde entscheiden sollte, einfach nicht fernbleiben konnte. Hinzu kam, daß die feindliche Presse, besonders die englische, geschickt und skrupellos auf die Stimmung in Amerika wirkte. Die Lüge erlebte eine Glanzzeit wie nie in der Geschichte, und wir konnten uns nur wenig wehren, nutzten aber auch die immerhin vorhandenen Möglichkeiten nicht aus. Alles Scheußliche, das es gab, wurde uns angedichtet und — geglaubt. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß Amerika, wenn wir auch auf den unbeschränkten U-Boot-Krieg verzichtet hätten, doch in den Krieg getreten wäre. Es ist aber behauptet worden, daß es sich später zum Losschlagen entschlossen hätte, und daß wir, bis dann seine Unterstützung wirksam geworden wäre, den Krieg schon gewonnen gehabt hätten. Auch dieser Schluß ist falsch; denn ohne rücksichtslosen U-Boot-Krieg wäre der ganze Zufluß an Kriegsmaterial ungehindert der Entente zugutegekommen, und dieser Umstand hätte für uns mit Sicherheit zur Folge gehabt, daß wir den großen Offensiven des Jahres 1917 erlegen wären.

Mit dem U-Boot-Kreuzerkrieg hätten wir dieses

Unheil nicht abwenden können. Er hätte ohne Zweifel wenig geschafft und viel Verluste gekostet, und die politischen Nachteile hätten unsere militärischen Vorteile übertroffen.

Es waren also schon schwerwiegende Gründe, die den rücksichtslosen U-Boot-Krieg nötig erscheinen ließen. Aber man gab sich dabei übertriebenen Hoffnungen hin und stellte dem Volk Erfolge in Aussicht, die nicht in Erfüllung gehen konnten. „In fünf Monaten sollte England Hunger leiden", „Amerika sollte keine Truppen herübersenden, jedenfalls sie nicht erhalten können" usw. Das war ein gefährliches und leichtsinniges Spiel! Denn daß man auch mit weniger Lebensmitteln auskommen, daß man Tonnage sparen, die neutrale Tonnage sich dienstbar machen und den Schiffsneubau großzügig in Angriff nehmen konnte, das hätte man wissen können und hat es auch an vielen Stellen gewußt. Damit verminderten sich die Chancen des U-Boot-Krieges, und es hätte nur zwei Mittel gegeben, sie wieder zu erhöhen, nämlich mehr Boote zu bauen und alle technischen Verbesserungen (insbesondere Unsichtbarmachen der Torpedolaufbahn usw.) schleunigst durchzuführen. Letztere Maßnahmen waren nötig, um die feindliche Gegenwirkung, die dauernd stieg, möglichst auszuschalten. In beiden Beziehungen hätte schon früher mehr geschehen können. Andererseits ist zu bedenken, daß der Serienbau, wie er vielfach gefordert worden ist, im Jahre 1917 nicht ohne weiteres möglich war, weil das U-Boot sich noch in der Entwicklung befand. Der eigentliche Fehler

Digitized by Google

in dieser Beziehung liegt daher viel weiter zurück, nämlich in der zu geringen Fürsorge für das U-Boot im Frieden und in den ersten Kriegsjahren. Kein anderer als Lloyd George hat gerade dieses Versäumnis als unseren schwersten Fehler bezeichnet.

Der U-Boot-Krieg hat tatsächlich jedenfalls nicht geleistet, was versprochen war; aber falsch ist es, seine Wirksamkeit zu unterschätzen. Die Verringerung der amerikanischen Munitionslieferungen und deren Rückwirkung auf die Offensiven des Jahres 1917 ist bereits erwähnt. Die Knappheit der Lebensmittel hat die Entente erheblich bedroht und geängstigt; vor allem aber legte der Schiffsneubau, zu dem der U-Boot-Krieg die Entente zwang, sehr große Mittel an Menschen und Material fest, die sonst sich gegen uns gewendet hätten. Ein ungeheures Heer von Arbeitern war in Kohlen- und Erzgruben, an Hochöfen, in Gießereien, Walzwerken und Werften tätig; man wird kaum zu niedrig greifen, wenn man annimmt, daß für diese Zwecke 2 000 000 Männer der Front entzogen wurden.

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen nagte der U-Boot-Krieg mehr und mehr am Lebensnerv der Entente, und außerdem erleichterte er dem deutschen Heer seine schwere Aufgabe. Daß er unter dem tatkräftigen und vorausschauenden Admiral Scheer doch noch die Entscheidung im Laufe des Frühjahrs 1919 gebracht hätte, ist deshalb nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Rein militärisch betrachtet, m u ß t e also der rück-

Digitized by Google

sichtslose U-Boot-Krieg versucht werden, nur mit noch größerem Nachdruck. Daß er politisch höchst ungünstig gewirkt hat, ist ebenso sicher; er hat uns den Haß so ziemlich der ganzen Welt zugezogen. Aber man muß bedenken, daß, wenn er den erhofften Erfolg gehabt hätte (was, wie gesagt, durchaus möglich erscheinen muß), heute die Männer, die ihn durchgedrückt haben, als Deutschlands Retter auf der ganzen Erde bewundert würden. Wer aber im Krieg nur absolut Sicheres wagen will, wird stets verlieren. Das Wesen des Krieges ist es eben, mit unsicheren Faktoren zu arbeiten, und da das schwer ist und neben Charakter auch Kenntnisse, Glück und Ausdauer verlangt, deswegen sind die großen Feldherren ebenso selten, wie die nachträglichen Kritiker häufig sind.

Die ganze U-Boot-Frage ist so weitläufig und so verzwickt, daß kaum ein Mensch auf der Welt, solange ihm nicht alle Einzelheiten bei beiden Gegnern bekannt sind, darüber ein sicheres Urteil fällen kann. Die apodiktischen Urteile unserer Festredner sind danach zu bewerten. Und wenn alle Männer, die nach dem rücksichtslosen U-Boot-Krieg geschrien haben, einen Stempel auf der Stirn trügen, würde die Zahl der männlichen und weiblichen Strategen, die „ihn immer bekämpft haben", sehr gering sein.

Zu den diplomatischen Ungeheuerlichkeiten dieses Krieges aber gehört das Verhalten, das die Reichsregierung bis zur Anordnung des rücksichtslosen U-Boot-Krieges dem Präsidenten Wilson gegenüber

beobachtete. Wilson war aufgefordert worden, zwischen der Entente und Deutschland zu vermitteln, er schien nicht abgeneigt. Ihm bezw. seinem Gesandten war (vergl. die Festreden bei Adlon im Januar 17, die von Freundschaftsbezeigungen troffen), mindestens dem Sinne nach, gesagt worden, wir würden den U-Boot-Krieg nicht machen, und plötzlich kam er doch. Und als nun auch noch unser geheimes Anerbieten an Mexiko, diese geradezu feindselige Aktion gegen einen selbstgewählten Friedensvermittler, der Regierung der Vereinigten Staaten in die Hände fiel, da war durch das maßlose Ungeschick unserer Diplomatie dem Präsidenten Wilson das Mittel in die Hand gegeben, mit dem er das ganze amerikanische Volk für den Krieg gegen Deutschland begeistern konnte. Man mußte von da ab in Amerika die Deutschen für die verlogensten Kerle halten, zumal die Ententepresse durch ihre phänomenale Lügekunst unsere Verworfenheit mit den schwärzesten Farben malte.

Zusammenfassend darf man sagen, der rücksichtslose U-Boot-Krieg war nötig und erfolgverheißend. Er ist diplomatisch schlecht eingeleitet worden, war technisch nicht gut vorbereitet und ist nicht mit genügendem Nachdruck geführt worden. —

Eine eigenartige Entwicklung aber nahm in der militärisch so günstigen dritten Kriegsphase unsere i n n e r e Politik und Lage. Die Stimmung sank unter dem wachsenden Einfluß der in der zweiten Phase geschilderten Faktoren (Lebensmittelmangel,

bürokratische Verärgerung, politisches Gezänk in Presse und Reichstag) zusehends trotz der Siege. Der Krieg wurde Nebensache, die Westfront hielt ja, und mit den Gegnern im Osten und Südosten fertig zu werden — das war eben die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit Ludendorffs. „Das Heer hat zu kämpfen, und wir machen die Politik" — sagte ein geistreicher Abgeordneter. O ja, sie haben eine vortreffliche Politik „gemacht", du armes Deutschland! Die Regierung stand dem allen hilflos gegenüber. Sie gab weder die notwendigen politischen und sozialen Reformen, noch entschloß sie sich dazu, das Parlament in die Schranken zu weisen und nach dem Muster der demokratischen Staaten à la Clemenceau zu regieren. Vom Burgfrieden war n i c h t s mehr zu merken.

Gewiß war vieles reformbedürftig. Das plutokratische Wahlrecht war ein Unfug; es hätte schleunigst beseitigt werden sollen. Wie, war zunächst ziemlich gleichgültig, wen man nur den Radikalismus, den damals selbst die Linke nicht erwartete, vermied.

Die Rationen waren zu knapp, dafür blühte der Schleichhandel und verärgerte alle Nichtbesitzenden. Der ganze Mittelstand ist im wahrsten Sinne des Wortes systematisch ausgehungert worden.

Militärisch wichtige Maßnahmen, wie die Aufbesserung der Löhnung und ihre richtige Abstufung nach Alter und Pflichten, die Änderung der Beschwerdevorschriften — angesichts der veränderten Zusammensetzung des Heeres nötig —, sowie der Bestim-

mungen über Beförderungen, die Verleihung von Auszeichnungen, Gewähr von Urlaub usw., Maßnahmen, die nötig waren, um die Stimmung und das gegenseitige Vertrauen zu erhalten, und die deswegen von der O. H. L. gefordert wurden, wurden nicht getroffen, und ihre Vertagung steigerte die Verärgerung. Die wichtige Frage der Fürsorge für alle Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer kam nicht vom Fleck, insbesondere blieb die Siedelungsfrage, Wohnungs- und Bodenreform fast völlig liegen.

Auf der anderen Seite gab die Regierung überall nach; obwohl Streiks nach Urteil des Reichsgerichtes als Landesverrat anzusehen waren, duldete man sie und legte sie durch schleunige Erhöhung der Löhne und größere Lebensmittelzuweisungen bei — eine glänzende Erziehungsmethode!

Die Zahl der Drückeberger und Fahnenflüchtigen nahm zu; statt sie mit schärfsten Strafen zu zwingen, milderte man die Strafen.

Völlig undisziplinierf zeigte sich ein Teil der Presse, aber niemand griff ein. Die Zensur, die sonst allenthalben nörgelte und verärgerte, schreckte vor kräftigen Eingriffen (wie endgültigem Verbot der der Entente in die Hände arbeitenden Zeitungen) zurück. Wo aber einmal jemand eingriff, da erhob sich in Presse und Reichstag ein Wehgeschrei, das nicht verstummte, bis der betreffende Mann ging. So blühte der Weizen für die Wühlarbeit der Internationale, und die gemäßigte Sozialdemokratie leistete ihr — gewiß unbeabsichtigt — Vorspann, indem sie dazu bei-

trug, die Regierungsgewalt zu untergraben. Jugend- und Streikparagraph fielen, und das zum wirtschaftlichen Schutz der Arbeiter eingeräumte Versammlungsrecht diente mehr und mehr politischen, d. h. radikalisierenden Zwecken.

Endlich nach schweren Kämpfen der Ordnungsparteien, der Obersten Heeresleitung und der besonnenen Presse fiel Bethmann Hollweg, aber der Kaiser wählte nun nicht etwa einen Mann, den er mit entsprechender Vollmacht ausstattete, und der selbst zum Handeln entschlossen war, sondern Michaelis, der selbst nur mit Bangen an seine Aufgabe herantrat. Sein lauterer Charakter, sein guter Wille und seine Arbeitskraft erlagen schnell dem Parteigezänk, und dann begann die Ära Hertling, die uns das Grab gegraben hat. Hertling, ein Mann von vortrefflichstem Charakter, klug, gewandt und zur Not entschlossen, hätte es wohl schaffen können, aber er war schwer krank und der ungeheuren Arbeit körperlich einfach nicht gewachsen. So blieben die wichtigsten Angelegenheiten liegen, und nur vorübergehend gelang es, das Parteigezänk etwas verstummen zu lassen. Wohin das führte, werden wir bei der Betrachtung des vierten Abschnittes des Krieges sehen. Wir sind genau den umgekehrten Weg gegangen wie Frankreich mit Clemenceau, Amerika mit Wilson und England mit Lloyd George. Auch hierüber wird später noch ein kurzes Wort zu sagen sein.

Fassen wir das über die dritte Kriegsphase Gesagte zusammen, so bietet sie militärisch und industriell

3

ein glänzendes Bild, diplomatisch zeigt sie überall das Ungeschick, und innerpolitisch brachte sie den Beginn des Unterganges, nicht weil wir zu militärisch und imperialistisch regiert wurden, sondern weil die straffe, aber klug ausgleichende Regierung fehlte. —

Die vierte Phase begann mit der Frühjahrsoffensive am 21. März 1918. Führung und Truppe waren für eine ganz neue Taktik des Angriffs vortrefflich vorbereitet; unsere Überlegenheit war beträchtlich, das Wetter halbwegs günstig und vor allem — die Überraschung gelang! Zwar blieb die nördlichste der drei beteiligten Armeen hängen, aber die anderen kamen vorwärts, vorwärts über das Trichtergelände und Stellungsgewirr bis auf 20 Kilometer an Amiens heran. Dort stockte die Bewegung, weil die Kräfte erlahmten, der Nachschub ausging und der Feind Zeit gefunden hatte, sich zu setzen und zu verstärken. Gewaltige Beute fiel in unsere Hand, der moralische Erfolg war außerordentlich daheim und im Ausland. Aber vernichtet war der Gegner nicht. Und so folgte nach dazwischen liegenden kleineren Unternehmungen die zweite Offensive. Auch sie gelang und führte uns bis auf 50 Kilometer vor Paris. Aber der Eisenbahnknotenpunkt Reims war nicht gefallen und das Bahnsystem im Marnebogen sehr ungünstig für uns. Die Lage war somit nach wie vor unentschieden, obwohl sich die Wage zweifellos zu Deutschlands Gunsten geneigt hatte. Angeblich hat Frankreich damals Friedensgedanken gehabt, jedenfalls herrschte in Paris eine fast panikartige Stimmung,

Digitized by Google

und nur durch Clemenceaus Energie, der alle „Defaitisten“ schonungslos verfolgte, wurde der Widerstandswille wieder hergestellt.

Die beiden Offensiven hatten uns erhebliche Opfer gekostet und die Truppen stark ermüdet. Aber die Verluste und Schäden bei dem Gegner waren weit, weit größer. Wenn man jetzt behauptet, die beiden Offensiven seien falsche und verfehlte Unternehmungen gewesen, so ist das unsinnig. Die Truppen hatten die schweren Abwehrschlachten satt, und sie erhofften mit Recht von den Offensiven baldigen Frieden. Die Verpflegungslage war mäßig; beim Gegner wußte man große Vorräte an den schönsten Dingen. Es blieb einfach nichts weiter übrig, als offensiv zu werden. Daß man gleichwohl wünschte, der Gegner möchte vor der Offensive friedensbereit sein, ist erklärlich, denn über die schweren Opfer, die die Offensiven kosten mußten, war sich die Oberste Heeresleitung durchaus klar.

Nach der zweiten Offensive war die schwierige Frage, was nun weiter. Das Heer war arg übermüdet, die unteren Führer (Hauptleute, Leutnants und Unteroffiziere) zum größten Teil gefallen oder verwundet, desgleichen ein großer Teil der besten Mannschaften. Der Offiziers- und Unteroffiziersmangel war sehr nachteilig. Dazu stockte der Mannschaftsersatz, und die neu eingestellten Truppen waren sozialistisch oder bolschewistisch verseucht und am Feinde nicht zu brauchen. Massenhaft liefen diese Leute über. Der böse Einfluß der Heimat begann sich

Digitized by Google

zu zeigen, und unsere Gegner wiesen schon damals darauf hin, daß wir an der Heimat zusammenbrechen würden. Demgegenüber verstärkte sich der Feind zusehends durch amerikanischen Zuzug, der zwar nichts weniger als gut ausgebildet war, aber tapfer und mit Passion kämpfte. Disziplin und Stimmung bei Engländern und Franzosen, anfangs stark gesunken, besserten sich, ebenfalls dank der unerbittlichen Strenge und der geschickten Propaganda in Heer und Heimat. Blieben wir nun defensiv, so gaben wir die Initiative und damit das moralische Übergewicht aus der Hand. Der Gegner konnte sich in Ruhe verstärken und dann uns angreifen, ohne daß wir inzwischen ein gutes Stellungssystem mit rückwärtigen Verbindungen hätten schaffen können.

Das konnten wir nicht wagen, und wir hätten also in Rückzugsgefechten auf unsere Ausgangsstellungen zurückgehen müssen, was, nach guter Vorbereitung, allerdings durchaus möglich war und erheblichen Zeitgewinn gebracht hätte. Aber der moralische Gewinn der Offensiven wäre dahin gewesen.

Griffen wir dagegen an und hatten einen Erfolg, etwa wie bei der ersten Offensive, so wären die Gegner mindestens wieder erheblich geschädigt worden, und ob die Stimmung bei ihnen dann abermals zu heben gewesen wäre, war zweifelhaft. Immerhin war es bei der Beschaffenheit der Truppen eine schwere Entscheidung, sich zum Angriff zu entschließen. Er wurde nach ruhiger, reiflicher Abwägung gewählt und bei Reims bezw. an der Marne angesetzt. Zwar

hätten andere Frontteile — etwa gegen Paris, Amiens und nördlich — strategisch günstigere Ziele gegeben, aber auf diesen Fronten war ein großer Überraschungsangriff — und nur ein solcher bot ausreichende Chancen — aus technischen Gründen nicht möglich. Andererseits mußten wir Reims haben, um die Verkehrslage im Marnebogen endlich auf sichere Basis zu stellen.

Über dem Angriff waltete ein Unstern. Die Überraschung mißlang, das Wetter war vorher und beim Angriff ungünstig und schaltete insbesondere fast die ganze Wirkung unserer Kampfgase aus. Neben prachtvollen Leistungen einzelner Divisionen versagten andere völlig — die Wühlarbeit der Heimat zeigte ihre ersten Früchte. Der Angriff kam daher vor der zweiten feindlichen Stellung zum Stehen. Auch Reims fiel nicht. Es war der erste große Mißerfolg und der tatsächliche Wendepunkt in der Kriegslage.

Am 19. Juli, dem Jahrestage der Friedensresolution, brach der französische Angriff aus dem Waldgebiet von Villers Cotterets los und warf uns ein gutes Stück zurück. Das Schlimmste aber war, daß nun Soissons unmittelbar bedroht war. Die Bahnlage im Marnebogen war nach dem Fall von Soissons (da Reims nicht in unserer Hand war) unhaltbar geworden, und so blieb uns nur die Räumung übrig. Zum Unglück folgte auch noch am 8. August der große französisch-englische Einbruch bei der zweiten Armee, bei dem die Tanks eine große Rolle spielten.

Es seien hier nur einige Bemerkungen über diese

Waffe eingeschoben. Der Tank ist eine reine Angriffswaffe. Die ersten Exemplare unserer Feinde wiesen viele Mängel auf; die letzten Typs waren sehr beweglich, in hohem Maße vom Gelände unabhängig und besaßen relativ großen Aktionsradius. Der Panzerschutz war aber schwach. Artillerie und Minenwerfer hatten gegen Tanks absolut ausreichende Wirkung. Aber auch Infanterie mit S. m. K.-Munition*) wurde auf nahe Entfernung mit ihm fertig. Die eigene Feuerwirkung der Tanks war im Fahren ganz gering, im Halten an sich gut, jedoch war das Zielauffinden aus dem Tank heraus schwer, das Gesichtsfeld sehr klein. Die Tanks waren also alles andere als vollkommene Kampfmaschinen. Groß war aber ihr moralischer Eindruck, namentlich wenn sie in Massen erschienen. Daher hing es ganz von der Qualität der Truppen und der richtigen Verwendung der Tankabwehrwaffen, insbesondere der Feldartillerie, ab, ob Tankangriffe gelangen oder nicht. Gute Truppen haben oft viele schwere Tankangriffe glatt abgewiesen. Immerhin ist zuzugeben, daß unsere Tankabwehrmittel besser und zahlreicher hätten sein können, ausschlaggebend wäre dies aber kaum gewesen, denn letzten Endes bedurften sie der Menschen, die sie hätten handhaben können. Brauchbarer Ersatz fehlte ja aber, und unsere Kampffront wurde immer dünner.

Der feindliche Tank ist also keineswegs der einzige

*) Geschosse mit einem Stahlkern.

Digitized by Google

oder der wesentliche Grund der feindlichen Angriffserfolge. Ebensowenig war es der Angriffsschneid unserer Gegner, der im Gegenteil mehr und mehr nachließ. Vielmehr war die Schwäche unserer Truppen im Verhältnis zu der Länge der zu haltenden Linien unser Unglück. Wirksame Abhilfe konnte nur durch g u t e n Ersatz erfolgen oder durch Verkürzung der Heeresfront. Da der Ersatz ausblieb, mußte man das Zweite wählen, und das war nur durch Zurückgehen möglich. So erklärt es sich, daß oft, auch nach siegreicher Abwehr, nachts die Linien zurückgenommen wurden.

Es ist behauptet worden, man hätte mehr Kräfte im Osten für den Westen frei machen können. Das stimmt nicht. Was sich an Personal und Gerät für die Westfront eignete, vor allem die jüngeren Jahrgänge, war nach dem Westen geholt. Was im Osten verblieben war, genügte nach Leistungsfähigkeit und Zahl nur gerade dem dringendsten Bedürfnis, ja manche an sich dringend erwünschte Maßnahme, namentlich in der Ukraine, mußte aus diesem Grunde unterbleiben. Man muß eben bedenken, daß wir auch im Osten keinen wirklichen Frieden hatten und haben konnten, und daß es sich um ungeheure Gebiete handelte, die militärisch zu halten waren.

Neben der wachsenden Schwäche der Kampfstärke im Westen war es die immer mehr zunehmende Demoralisation bei vielen Verbänden, die uns schließlich ins Unglück stürzte. Auf die Ursachen wird später im Zusammenhang eingegangen werden, hier seien nur

Digitized by Google

die Erscheinungsformen und die Wirkung dieser Mißstände betont. Urlauber kamen sehr viel später — und total verdorben — oder gar nicht zurück, hinter der Front und in der Heimat wimmelte es von Drückebergern; Gehorsamsverweigerungen waren an der Tagesordnung, Überläufe erfolgten oft in ganzen Trupps. Dazu fehlte es an Offizieren und Unteroffizieren. Diese aber waren mehr und mehr Träger des Kampfes aber auch der Verluste geworden.

So forderte die militärische Lage immer zwingender, daß entweder mit kräftiger Hand Abhilfe geschaffen wurde, oder daß wir zu Ende mit dem Kriege kommen mußten.

Ehe wir nun betrachten, welcher Ausweg gewählt wurde, ist es zum Verständnis der Entschließungen nötig, die Vorgänge in der Heimat, bei unseren Gegnern und bei unseren Bundesgenossen während dieser vierten Kriegsphase zu prüfen.

In der Heimat hatten Kriegsindustrie, Technik und Wissenschaft auch weiterhin Glänzendes geleistet. Unsere Bewaffnung und Ausrüstung an der Front war daher, wenn auch nicht überreich, so doch ausreichend. Besonders war Munition — die Seele des modernen Kampfes — vorhanden. Was hier von der Kriegsrohstoffabteilung (Oberst Koeth), vom Wumba (General Coupette, Oberst Wurtzbacher) und von der Industrie geleistet worden ist, verdient höchstes Lob und Bewunderung.

Wenn man diese Leistung richtig einschätzen will, muß man bedenken, daß wir mit der Industrie der

ganzen Welt und ihrem Rohstoff- und Arbeiterreichtum im Kampf standen. Hoffentlich wird dieses Ruhmesblatt deutscher Mannestüchtigkeit nicht vergessen, und die Namen der führenden Geister finden später einmal die verdiente Anerkennung.

Unerfreulicher sah es mit den Lebensmitteln aus. Der Mangel an natürlichem und künstlichem Dünger machte sich fühlbar, ebenso das Fehlen von landwirtschaftlichen Arbeitern, Pferden und Maschinen, so daß die Ernteerträge sanken. Die Flut behördlicher Bestimmungen erschwerte die rationelle Arbeit, und die zu niedrigen „Höchstpreise" drängten geradezu zur Umgehung, d. h. zum Schleichhandel.

Trotzdem ist Großes geleistet worden, und besonders die Frau hat sich hier auch in leitenden Stellungen bewährt. Gleichwohl wäre alles nicht möglich gewesen, wenn wir nicht die Kriegsgefangenen gehabt hätten. Diese aber verdankte die Heimat der Kraft des Feldheeres.

Mit den aus Rumänien, Oberostgebiet und der Ukraine eingehenden Zuschüssen war immerhin so viel an Lebensmitteln vorhanden, daß wir aushalten konnten. Auch die Landwirtschaft ist daher unter Berücksichtigung der schweren Einschränkungen, unter denen sie litt, höchsten Lobes würdig.

Die Kehrseite der Medaille bietet ein Blick auf unsere innerpolitischen Vorgänge.

Die Aera Hertling kann als eine Periode des Winterschlafs bezeichnet werden. Es ist von allem Nötigen fast nichts geschehen, und wenn man überhaupt

Digitized by Google

von einer Politik reden kann, so war es die fauler Kompromisse und restlosen Nachgebens, nur um scheinbar noch die innere Front zu halten. Die ungeheure militärische Befehlsgewalt in der Heimat wurde überhaupt nicht ausgenutzt, höchstens zur Beseitigung von Kommandierenden usw., die der Linken als zu „scharf" unbequem waren. So blühte der Weizen der „Mehrheitsparteien". Unter dem schönen Vorwand, die veraltete Verfassung den Forderungen der neuen Zeit anpassen, demokratisch und parlamentarisch regieren zu müssen, wurde die Autorität von Krone und Regierung zerschlagen, ohne daß etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt wurde. Im Gegenteil, die in die Regierung eintretenden Parlamentarier waren meist noch schwächer und entschlußloser als ihre Beamten-Vorgänger.

Es würde zu weit führen, all die Wirrnisse zu verfolgen, wir wollen daher nur einzelne Punkte herausschälen.

Das preußische Wahlgesetz kam nicht vom Fleck. Gewiß, es spielte an sich eine nebensächliche Rolle, denn daß ein freies Wahlrecht kam, war jedem klar, und im Augenblick standen keine Wahlen in Aussicht. Aber die Forderung „gleiches Wahlrecht" blieb ein bequemes und willkommenes Agitationsmittel, mit dem man die Masse trieb und die Regierung ins Unrecht setzte. Für die Bodenreform, die Wohnungs- und Siedlungsfrage, Fragen, die, wie schon oben erwähnt, das Heer wie das Volk bewegten, geschah immer noch nichts. Der Schleichhandel blühte, der

Mittelstand verkümmerte. Das sah man ein, aber man half nicht.

Die Mehrheitsparteien drangen immer ungestümer auf den „Verständigungsfrieden". Zwar wollten ihn die Gegner, worüber wir unten noch sprechen, gar nicht; aber man gab sich der törichten Hoffnung hin, daß die feindlichen Völker ihn von ihren Regierungen erzwingen würden, und erschütterte die Luft mit unfruchtbarem Gezänk, ohne sich darum zu kümmern, daß jede Siegeszuversicht dadurch im Volke erstickt wurde.

Die Arbeiter, im allgemeinen und jedenfalls gegenüber dem Mittelstande gut verpflegt und bezahlt, trieben die Löhne zu immer größerer Höhe, während gleichzeitig ihre Arbeitslust und Leistung sank. Wo nicht nachgegeben wurde, erfolgten Streiks oder Streikdrohungen, die meist sofort den gewünschten Erfolg hatten. Schleichhandelspreise und Unternehmergewinne gaben die Folie zu diesen Forderungen, die doch in der Hauptsache nur Kämpfe um die Macht waren. In Versammlungen über Versammlungen wurde gleichzeitig der Klassenhaß gegen die Bourgeoisie — der es doch mit wenigen Ausnahmen schlecht genug ging — gepredigt, gegen die Offizierskaste, gegen die Regierenden und so fort. Die Regierung trat diesen Angriffen nicht entgegen, und nur wenige Beherzte wagten, gegen den Strom zu schwimmen und das Volk darüber aufzuklären, wie ungerechtfertigt und selbstmörderisch das war. Der Krieg wurde als „Geschäft gewissenloser Militärs und Industrieller"

Digitized by Google

hingestellt, von denen sich die „Internationale“ durch Kriegsstreiks befreien müsse. So groß der Unsinn war, so fand er Gläubige, namentlich unter den urteilslosen Frauen und den Jugendlichen. Daß unter diesen Umständen der Ersatz für das Feldheer ausblieb und moralisch immer unbrauchbarer wurde, sah man, aber keine Hand rührte sich zur Besserung.

Der Bolschewismus, der von Osten sich näherte, fand infolgedessen einen gut vorbereiteten Boden. Unsere Regierung ging so weit, mit der bolschewistischen Regierung Rußlands zu verhandeln und setzte sich mit dem diplomatischen Vertreter Joffe eine Laus in den Pelz, die bald das ganze Reich verlauste. Auch dies war bekannt . Aber man ließ das Unheil wirken. Bald wagten sich diese Umtriebe auch an das Heer. Jeder Urlauber wurde bearbeitet. Die Beeinflußten wurden zum großen Teil entweder Deserteure oder sie kehrten angekränkelt zur Front und Etappe zurück. Namentlich die letztere war bald ganz mit aufrührerischen Elementen durchsetzt, was bei ihrem minderwertigen Material nicht wunderbar war.

Kurz, der moralische Zusammenbruch der Heimat nahte mit Riesenschritten. Von allen Seiten gingen an die Regierung, an den Kriegsminister, an die O. H. L. Warnungen, Bitten, Hilferufe. Vergebens! Wie war das möglich? Nun, die Regierung mit dem Kaiser an der Spitze wollte nicht sehen. Aber die O. H. L.? Ihr waren die Hände absolut gebunden.

Es muß hier etwas über ihre Stellung und Machtbefugnisse gesagt werden. An sich war die

O. H. L. nur ausführendes Organ der Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn in bezug auf das Feldheer. Weder der Reichskanzler, noch die Staatssekretäre, noch endlich der Kriegsminister standen in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnis von ihr — es war sogar in vieler Beziehung das Gegenteil der Fall. Insbesondere hatte die O. H. L. keinerlei Einwirkung auf die Aufbringung des Ersatzes, auf die Stärke des Besatzungsheeres, auf die Ausbildung daheim usw. Erst die durch die Waffenerfolge geschaffene Autorität zusammen mit der Untätigkeit und Verantwortungsscheu der Heimatbehörde gaben der O. H. L. eine überragende Stellung, so daß alle, die etwas auf dem Herzen hatten, sich an die O. H. L. wandten. Sie ahnten nicht, daß ihr die Mittel fehlten, die vielen berechtigten Wünsche durchzudrücken. Es konnte immer nur auf Bitten, Vorstellungen, Warnungen usw. an die Heimatsbehörden hinauskommen, und die sind von Ludendorff nicht gespart worden. Wenn es ja nun auch bei den Heimatsbehörden beliebt war, wo es auf verantwortungsvolle Entschlüsse ankam, die O. H. L. vorzuschieben, so widersetzten sie sich andererseits den wichtigsten Forderungen mit der eigensinnigsten Halsstarrigkeit. Dringende oder wichtige Schreiben wurden gar nicht oder nach Monaten ablehnend beantwortet, häufig im Tone größter Gereiztheit. Die Akten der Reichskanzlei und der des K. M. können darüber lehrreichen Aufschluß geben.

Auf die Heimatsbehörde wirkte wiederum vor-

nehmlich die Rücksicht auf den Reichstag oder vielmehr die blasse Furcht vor ihm. Er trägt auch tatsächlich die Mitschuld, da die Mehrheitsparteien jede straffe und energische Maßregel ablehnten und bekämpften, und so der Auflösung der Autorität Vorschub leisteten. Als ein Vertreter der O. H. L. gelegentlich dem Kriegsminister vorstellte, wie bedrohlich die Ersatzlage sei, und daß es nötig wäre, die Fahnenflüchtigen und Drückeberger mit strengen Strafen zu fassen, sowie gleichzeitig mit radikalen Maßnahmen gegen die bolschewistische Verhetzung vorzugehen, konnte der Minister nur erwidern, daß die Zeit dafür nicht geeignet sei; wir trieben in den Parlamentarismus, und man sei eher zu Milderungen als zu Verschärfungen geneigt.

Es muß hier besonders betont werden, daß die O. H. L. auf die Abstellung der vielen Übelstände immer erneut hingewiesen und insbesondere die Gefährdung des Kriegsausgangs durch das Versagen der Heimat betont hat. Es war alles vergebens.

Wir müssen jetzt auch einen Blick auf unsere Gegner werfen. Militärisch stand die Sache der Entente vom 19. 7. 18 an gut, aber nicht glänzend. Fochs Angriffe hatten Erfolge gehabt, aber auch ungeheure Opfer gekostet. Die Menschenreserven waren in Frankreich und England am Ende, Amerika konnte noch zahlreiche Truppen schicken, aber die Zahl allein machte es nicht, es fehlten die Führer, und die Ausbildung war schlecht. Wäre Amerika ein Soldatenvolk gewesen wie Frankreich oder Deutschland, so wäre

es für uns schlimm gewesen; so aber lag die Gefahr eben nur in der Masse.

Die Angriffe wurden denn auch im Spätherbst fast durchweg weniger energisch. Vielfach ging der Feind nur noch unter Tankschutz und, wenn er kein Maschinengewehrfeuer mehr erhielt, vor.

Wie lange konnten die Angriffe noch andauern? Das war die Hauptfrage, und sie ließ sich ziemlich sicher dahin beantworten, daß sie bald ihr Ende finden würden, spätestens mit Einsetzen des Winterwetters, und sobald wir eine kürzere Linie, für die die Kräfte noch ausreichten, erreicht hätten. Man darf wohl sagen, jeder an der Front fühlte die Überlegenheit der Entente an der Zahl der Kämpfer und Kampfmittel, aber auch jeder war von der Überlegenheit des deutschen Soldaten überzeugt und hielt ein weiteres Ausharren für möglich.

Wirtschaftlich ging es Franzosen, Engländern (und Italienern) keineswegs gut. Es fehlte an Kohlen, und der Winter stand vor der Tür. Die Verpflegungslage war auch nicht glänzend, wenn auch im Augenblick, nach Einbringung der eigenen Ernte, keine ernste Sorge vorhanden war. Aber hätte dieser leidliche Zustand das Frühjahr überlebt? Wohl kaum, wenn man die Truppentransporte aus Amerika nicht eingeschränkt hätte. Der U-Boot-Krieg war nach wie vor das drohende Gespenst. Um so mehr, als man mit einer erheblichen Verschärfung in seiner Führung bis Anfang nächsten Jahres rechnen mußte. Die gewaltigen Anstrengungen der Entente im Neubau von

Digitized by Google

Schiffen hatten nicht entfernt das gesteckte Ziel erreicht; andererseits war dadurch gewaltige Arbeitskraft festgelegt worden. Und für England kam hinzu, daß es seine Handelsflotte schwinden, die Amerikas aber gefahrdrohend wachsen sah.

Innerpolitisch standen alle Ententestaaten besser als wir. Zunächst besaßen sie alle ein intensives Nationalgefühl und einen großen Nationalstolz. Während bei uns die „Verständigungsbrüder“ gar nicht genug die bösen „Alldeutschen“ beschimpfen konnten, gab es drüben eben nur „Allfranzosen“, „Allengländer“ usw. Die internationale Sozialdemokratie hatte dort keinen Raum, und wehe jedem Sozialisten, der mit den Deutschen auch nur zu liebäugeln schien. Die Regierungen hielten scharfe Zucht. Hand in Hand mit den Regierungen arbeitete eine Presse, die immer wieder geschickt die Volksstimmung zu heben wußte. Der Appell an die nationale Ehre wechselte mit Übertreibung der eigenen Erfolge und mit Schmähungen des Gegners. Die Lüge feierte Orgien, aber sie half. Und gleichzeitig warf man uns wieder den „Absolutismus“, den „Militarismus“ und den „Barbarismus“ vor, bis man auch bei uns an die Berechtigung dieser Vorwürfe zu glauben begann. Dabei war gerade das Gegenteil richtig. Bei den Gegnern herrschte Diktatur, Militarismus und unerbittliche Strenge. Ein unbedachtes Wort genügte, um den „Defaitisten“ ins Zuchthaus oder vor die Flinte zu liefern.

Aber trotz alledem: es gärte. Das ausgeblutete

Frankreich stand vor der Fieberreaktion, und in England wurden die Arbeiter schwierig trotz aller Zusagen und Reformen. Man war auch bei der Entente kriegsmüde, bis auf Amerika. Und die kriegsmüden Völker wollten keinen fünften Kriegswinter mit sehr unsicheren Aussichten für die Zukunft. Kamen die Angriffe zum Stehen und wurden die Verluste bekannt, so hätte kein Mensch die Depression aufhalten können, und bei den oben geschilderten militärischen und wirtschaftlichen Verhältnissen wäre die Fortsetzung des Krieges, sofern sich nur eine erträgliche Friedensaussicht bot, nicht durchzudrücken gewesen. „La guerre va finir" hörte man in Belgien wie im besetzten Frankreich. Es kam darauf an, die Nerven zu behalten. Es ging wie bei einem Rennen um eine Nasenlänge, und Deutschland ist eine Nasenlänge vor dem Ziel ruhmlos zu Fall gebracht worden.

Ein Blick ist ferner noch nötig auf den Südosten und unsere Bundesgenossen.

Bulgarien war niemals ein starker Bundesgenosse. Es war von früheren Kriegen geschwächt. Beim Bukarester Frieden glaubte es sich am Ziel seiner Wünsche, sah sich aber darin getäuscht, namentlich hinsichtlich der Dobrudschafrage. Das führte zu zunehmender Entfremdung von Deutschland und innerpolitisch zum Sturz des deutschfreundlichen Radoslawow. Sein Nachfolger Malinow neigte zur Entente, und es begann, auch im Heere, eine starke Wühlarbeit, genährt von amerikanischem Gold, denn Amerikas

Vertreter saßen ja während des ganzen Krieges ungehindert in Sofia.

Die Sorge, ob die bulgarischen Truppen dem drohenden Angriff des Generals Franche d'Eperey standhalten würden, wuchs. Aber der einzig wirksame Weg zur Abhilfe, nachdem die Politik versagt hatte, der der Waffenhilfe, war nicht möglich. Wir konnten bei unserer Ersatzlage im Westen keine nennenswerten Truppenverbände abgeben, Österreich erst recht nicht. Die Art und Schnelligkeit, wie Bulgarien abfiel, überstieg dann freilich alle Befürchtungen.

Fast gleichzeitig streckte dann auch die Türkei die Waffen. Auch sie war ja von Anfang an nur mit deutscher Kraft gehalten worden. Als es nicht mehr möglich war, sie wirksam zu unterstützen, erlag sie. Auch hier spielte zudem Ententegeld wohl eine gewichtige Rolle.

Der Fall der Türkei und Bulgariens verschlechterte unsere Lage erheblich, denn uns wurde damit die Beherrschung des Schwarzen Meeres und der unteren Donau genommen. Dadurch war wiederum einerseits unsere Machtstellung in der Ukraine und in Rumänien erschüttert, andererseits wurde die Zufuhr wichtiger Rohstoffe, besonders an Öl, unterbunden oder eingeschränkt. Das Öl spielte aber geradezu eine entscheidende Rolle für die Kriegsführung, insbesondere für die Flieger. Solange wir indes noch Öl aus Rumänien und Galizien auf dem Landwege (durch Österreich-Ungarn) erhielten, ging die Sache

Digitized by Google

noch. Als aber dann auch Österreich-Ungarn abfiel und Rumänien den eben geschlossenen Frieden — anscheinend aus Dankbarkeit wegen zu guter Behandlung — brach, war die Ölzufuhr zu Ende. Nun hatten wir aber doch noch Vorräte, und der Krieg hätte trotzdem bis zum Frühjahr fortgesetzt werden können. Ganz abgesehen davon, wie weit unsere Industrie es in dem zur Verfügung stehenden halben Jahr fertiggebracht hätte, wie schon so oft, einen Ausweg zu finden, waren die Aussichten hinsichtlich des Öls zwar nicht gut, aber auch nicht verzweifelt. Denn daß die Kriegsmüdigkeit auch bei der Entente in absehbarer Zeit zur Herrschaft gelangen würde, war, wie oben gezeigt, unschwer zu sehen. Es fragte sich immer nur, *wer die besseren Nerven hatte und behielt*. Nun, wir haben sie in der Heimat gründlich verloren.

Über *Österreich-Ungarn* sei noch einiges nachgeholt. Es litt schon im Jahre 1915 unter starker Friedenssehnsucht. Parteipolitisch zerrissen und durch Regierung und Parlament mißregiert, von noch geringerem Nationalstolz als wir erfüllt, war es ein ziemlich unsicherer Faktor in der Kriegführung. Rüstungsindustrie wie Landwirtschaft waren nicht entfernt so gut wie bei uns organisiert. Trotz alledem gelang es immer wieder, Österreich-Ungarn zum Mitgehen und Weiterdurchhalten zu bewegen. Ein ganz besonderes Verdienst gebührt dabei der österreichisch-ungarischen Heeresleitung, die sich stets bemüht hat, treue Waffenbrüderschaft zu halten. Im Jahre 1918

spitzten sich aber die Verhältnisse rapide zu. Kaiser Karl erschien in mehr als zweifelhaftem Licht. Er war zudem bei Heer und Volk unbeliebt, und als die deutschen Offensiven den gehofften Erfolg nicht brachten, begann Österreich-Ungarn eigensinnig auf eigene Faust einem Frieden zuzustreben. Es fehlte die klare Erkenntnis ,daß Deutschland und Österreich-Ungarn nun mal auf Gedeih und Verderben zusammengekettet waren. Demgemäß fehlte es auch an zielbewußter innerer Politik in diesem Sinne. Es hätte nur ein Mittel geholfen, nämlich eine kraftvolle deutsche Regierung, die nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die Bundesgenossen aufgerichtet hätte. Staat dessen kam auf die schmähliche Aera Hertling die noch schwächere des Prinzen Max. Damit — man kann sogar sagen, sofort nach der ersten Programmrede des Prinzen über einen Verständigungsfrieden — war Österreichs Zusammenbruch und Zerfall absolut sicher.

Fassen wir das über Bulgarien, Türkei und Österreich Gesagte zusammen, so kann man sagen, daß uns auch hier militärisch das Ausbleiben von kriegsbrauchbarem Ersatz, politisch die Schwäche und Untätigkeit unserer Regierung hineingeritten haben. Letzten Endes lag freilich die Schuld weiter zurück und daran, daß man sich nicht mit unsicheren Bundesgenossen verbinden soll. Trotz allem hätten wir den Krieg noch geraume Zeit fortsetzen können. Freilich hätte überall, namentlich auch in Polen, Rumänien usw. große Energie betätigt werden

müssen. Der Franzose Franche d'Esperey hat da ein gutes Beispiel gegeben, wie man es hätte machen müssen .

Nur, wenn man alle die vorgenannnten Umstände bei uns und unseren Gegnern berücksichtigt, kann man unser Waffenstillstands- bzw. Friedensangebot richtig beurteilen.

Kurz zusammengefaßt, lag es damit also so: Das Feldheer tat seine Pflicht, aber es ging aus Ersatzmangel notgedrungen langsam auf die kürzere Linie (die sogenannteAntwerpen—Maas-Linie) zurück, nicht geschlagen, sondern um diese mit den immer mehr abnehmenden und übermüdeten Truppen halten zu können. Das wäre wohl auch sicher für den Winter gelungen. Gegenüber den dann im frühen Frühjahr einsetzenden neuen Angriffen des Gegners war neuer brauchbarer Ersatz allerdings doch nötig. Gleichzeitig brauchten wir zu diesem Termin die Höchstleistung der materiellen Kriegsmittel. Hier war großzügig vorgearbeitet: Tanks, wie ihre Abwehrmittel, neue Gaskampfverfahren, Vergrößerung der U-Boot-Fertigung usw., alles war eingeleitet und versprach, zeitgerecht fertig zu werden. Wir konnten somit weiterkämpfen bis mindestens in den Sommer, wenn die Heimat hielt und der Ersatz sich an Zahl und Moral besserte. Alles kam also darauf an, daß die Heimat sich besann und vom Willen zum Durchhalten erfüllt wurde. Ohne ihre gründliche Umstimmung freilich mußte der Krieg voraussichtlich unglücklich enden. Es galt also, die Heimat

Digitized by Google

darüber endgültig aufzuklären. Leicht war das nicht, denn selbst bei großen Erfolgen waren die Flaumacher immer an der Arbeit gewesen, um die Stimmung zu drücken. Und die Regierung hatte ihrerseits bisher auch nicht für richtige Aufklärung gesorgt. Man mußte also nicht nur die Lage klarlegen, sondern auch den Friedensaposteln beweisen, daß es einen billigen und gerechten Frieden nicht gäbe. Das Letztere war wieder nur noch zu beweisen durch die Ablehnung eines sehr ernsten und weitgehenden Friedensvorschlages oder die ihm folgende Aufstellung ungeheuerlicher Bedingungen durch die Entente. Dazu mußte von uns ein Friedensangebot gemacht werden. Natürlich sollte dies Angebot keine Finte, sondern durchaus ehrlich gemeint sein. Es bestand nur, wie gesagt, keine Aussicht, daß die Gegner zu einem Verständigungsfrieden bereit seien. Wären sie, wider Erwarten, darauf eingegangen, so wäre es natürlich um so besser gewesen. — Das war der innere Zusammenhang des Friedensangebotes. Was geschah nun?

Die Klarlegung der Lage, die in Spaa am 29. September 1918 dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des A. A. gegenüber, dann am 2. Oktober in Berlin durch einen Vertreter der Obersten Heeresleitung vor Vertretern der Regierung und des Reichstages erfolgte, ergab, wie vorauszusehen, zunächst eine vollständige Depression, obwohl die O. H. L. nichts verabsäumt hatte, um die Reichsregierung über

die Lage an der Front und den Zusammenhang mit den Zuständen in der Heimat zu unterrichten. Freilich brach bei vielen dann die Kraft und der Wille zum Durchhalten wieder durch, so daß der Gedanke einer „levée en masse“ an Boden gewann. Daß eine solche die Stimmung gehoben, den zersetzenden Gedanken der Internationale und des Bolschewismus zerstört und vor allem dem Reichstag und der Regierung den Entschluß zu scharfen Gesetzen gegen Landesverrat, Fahnenflucht und Drückebergerei abgerungen hätte, war anzunehmen. Aber der Aufschwung verflog ungenutzt.

Die Mehrheitsparteien benutzten dagegen die Gelegenheit, ihre Lieblingsidee, die Parlamentarisierung durchzudrücken, damit die „Regierung wirklich vom Volke getragen sei.“ Die Sozialdemokratie verlangte dabei, ihrer Bedeutung entsprechend, einen überwiegenden Einfluß und lehnte die Mitarbeit der rechtsstehenden Parteien ab. Diese waren ja schon lange die „Verräter am Vaterland“.

Was die Demokratie wollte, geschah: Hertling ging, Prinz Max kam und mit ihm eine überwiegende Zahl von sozialistischen Staatssekretären usw.

Man glaubte in der Nähe des Kaisers noch immer nicht an eine Revolution, sondern hoffte allen Ernstes, daß die Sozialdemokratie gewillt sei, ein Volkskönigstum zu schaffen und zu halten.

Inzwischen ging die erste Note an Wilson ab, die die Geneigtheit zu einem Rechtsfrieden auf Grund der 14 Punkte und die Bitte um Vermittlung des

Waffenstillstandes aussprach. Man hoffte auf günstige Antwort, schien aber im Sinne der O. H. L. entschlossen, im Fall einer ungünstigen die levée en masse in Szene zu setzen. Die Antwort kam und war selbstverständlich ausweichend, denn Wilson war ja nun doch nicht allein der Entscheidende, und die Entente hatte ein Wort mitzureden. Die dazu nötigen Vereinbarungen waren aber nicht in wenigen Tagen zu erreichen. Daneben enthielt die Note einige Faustschläge ins Gesicht der deutschen Regierung, aber die wurden „mit Würde" ertragen. Übrigens konnte man Wilson diese Angriffe kaum verübeln, denn er bewegte sich ja doch einmal in der durch die Entente geschaffenen und von uns nie bekämpften Auffassung, daß wir die alleinigen Verbrecher seien. Die Note gab somit keinen Anlaß zur levée en masse, wohl aber entschloß man sich zu weiteren Demütigungen. Wir winselten in einer neuen Note an Wilson weiter um Gnade und gnädiges Gehör. Die Antwort war, wie sie sich gehörte, stolz und verletzend. Eine Forderung Wilsons schien die Abdankung der Hohenzollern zu sein. Das paßte vortrefflich zu den Absichten der „neuen Volksregierung". Jetzt konnte sie die Abdankung des Kaisers als unerläßliche Bedingung für einen erträglichen Frieden bezeichnen. Aber vorher hieß es, die Leute beseitigen, die tatsächlich oder scheinbar „reaktionär" waren, vornehmlich also Ludendorff. Sie mußten weg, denn ihre Energie hätte dem inneren Reformprozeß doch gefährlich werden können. Also sie gingen, und der Kaiser war

Digitized by Google

noch immer der Ansicht, sein Reich mit Hilfe der Sozialdemokratie neu aufbauen zu können. Staatsmännisch richtig war diese Beurteilung der Lage nicht, aber wenigstens moralisch einwandfrei, was man von dem Verhalten der Gegenseite nicht behaupten kann.

Für Ludendorff kam G r o e n e r, den die Sozialdemokratie vom Kriegsamt her schätzte. Hindenburg durfte bleiben, da man glaubte, „mit dem alten Herrn schon fertig zu werden.“ Diese Worte sollen tatsächlich gefallen sein. Außerdem war er dem Volk gegenüber nötig, da an ihm nun doch mal die letzte Hoffnung und das Zutrauen breitester Kreise hing.

Die Bitte um Waffenstillstand ging an Foch. Noch war es Zeit, daß Regierung und Volk sich ermannten und erklärten, demütigende Bedingungen nicht anzunehmen. Nichts davon geschah, wohl aber wurde in unzähligen Versammlungen für den Frieden, Befreiung vom Despotismus der Monarchie, Volksregierung usw. agitiert, als ob wir überhaupt keinen Feind mehr im Felde gegenüber hätten. Und insgeheim wurde der Generalstreik, um den Willen des Volkes zu dokumentieren, mit erhöhter Macht vorbereitet. Die Saat war inzwischen gut aufgegangen, bis in die Etappe hinein war alles verseucht. Es war so weit, man konnte dem Kaiser, der vor seinem „treuen“ Volk zur O. H. L. nach Spaa geflüchtet war, das Ultimatum für die Abdankung stellen. Aber man wartete nicht einmal die Antwort ab. Ein offizielles Telegramm des Prinzen Max verkündete der Welt am 9. November 1918 die Ab-

Digitized by Google

dankung, noch ehe der Kaiser sie ausgesprochen hatte. Der Kaiser hatte sich lange widersetzt, er fühlte, daß jetzt der Moment sei, wo er handeln und, wenn nötig, ehrenvoll untergehen müsse. Aber auch diesen richtigen Entschluß gab er schließlich unter allseitigem Drucke auf.

Zu Hause war alles für den Schlußakt vorbereitet, um die Revolution unblutig verlaufen zu lassen und „eindrucksvoll" zu gestalten. Umzüge und Massendemonstrationen waren inszeniert, und das Heimatheer bekam rechtzeitig Befehl, die Waffen nicht zu gebrauchen. Das letztere war nötig, denn ein großer Teil der Truppen — das muß zu ihrer soldatischen Rechtfertigung gesagt werden — hätte die entehrenden Vorgänge der Entwaffnung und Schändung durch Abreißen der Abzeichen, noch dazu vielfach von Dirnen- und Bubenhänden, sonst nicht geduldet. Das Spiel schien also für die Regierung Max von Baden gewonnen, aber sie hatte die Rechnung ohne die Spartakusgruppe und einen Teil der Unabhängigen gemacht. Mit Hilfe der Marine und dank der vortrefflichen Organisation durch russische Sachverständige rissen diese im entscheidenden Moment die Macht zum großen Teil an sich.

Man muß nun fragen, wie konnten diese Putsche so ohne weiteres gelingen? Nun, das Bürgertum war entnervt durch Unterernährung und mutlos gemacht durch die Mißregierung, außerdem in Parteien und Parteichen gespalten. Die Ordnungssozialdemokraten hatten gut vorgearbeitet und leisteten jedenfalls kei-

nen Widerstand. Die Behörden ließen alles laufen, und das Militär, die letzte Stütze, versagte, weil es die Waffen nicht gebrauchen durfte.

So geschah das Unfaßbare. Über Nacht zerbrach das so stolze Deutsche Reich, und das Proletariat trat die Herrschaft an. Ob Prinz Max diesen Ausgang erwartet und vorausgeschaut hat?

Mitten in dieses Unheil hinein kamen die Waffenstillstandsbedingungen! Sie waren noch entehrender und in militärischer, wirtschaftlicher wie politischer Beziehung vernichtender, als erwartet war. Das Heer schrie auf vor Empörung und mit ihm der größere Teil des plötzlich nüchtern gewordenen Volkes. Trotzdem war eine Ablehnung jetzt unmöglich, denn das Heer war nach diesem Todesstoß durch die Heimat nicht mehr imstande, zu kämpfen. Wehrlos lieferte Deutschland sich seinen unerbittlichen Feinden aus, die anfangs selbst noch nicht an ihren „Sieg" zu glauben wagten. Es lohnt wohl, sich noch einmal die Tatsachen ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das Heer, das über vier Jahre der Welt getrotzt, den Krieg überall in Feindesland getragen, Schlachten von unsterblichem Ruhm geschlagen und Unendliches im Dulden und Ausharren geleistet hatte, mußte Hals über Kopf das besetzte Gebiet räumen mit dem Gefühl, daß alles Blut umsonst geflossen, alles Geleistete umsonst geschehen sei — dank der deutschen Heimat.

Die heimkehrenden Feldsoldaten wurden durch Abreißen der Achselstücke, Entwaffnung, Bedrohung und Plünderung geschändet. Vielen scheint die Schmach

und Schande, die damals und seitdem über uns hereingebrochen ist, und die sich noch immer vermehrt, noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, ja sie jubeln über die Errungenschaften dieser Zeit. Armes deutsches Volk! Deine Heere haben den übermächtigen Feind fern gehalten, jetzt sitzt der Belgier, Franzose, Engländer und Amerikaner am Rhein und hält auf Ordnung! Elsaß und Lothringen ist kampflos dahin, im Osten reißen Polen, im Norden Dänen an dem Körper des ohnmächtigen Reiches herum. Und im Innern? Was ist denn besser geworden? Es wird nicht gearbeitet, nur geredet, geredet und geredet. Das Geld wird in sinnloser Weise vertan, Unehrlichkeit und Betrug blühen üppiger als je, dabei wächst der Hunger und die Arbeitslosigkeit steigert sich zu einer großen Gefahr. Wo drei zusammensitzen, wird ein Rat gebildet. Gehorsam, Unterordnung, Zusammenarbeiten sind veraltete Begriffe geworden. Dabei herrscht eine panische Furcht vor dem bolschewistischen Terror einerseits und der „Gegenrevolution" andererseits. Vielleicht ist ja die Furcht vor der Gegenrevolution nur ein Vorwand, um den Klassenhaß zu steigern und die Verantwortung für das Ungeheure, das dem deutschen Vaterland angetan ist, auf andere, insbesondere die angeblichen Vertreter des Despotismus und Militarismus abzuwälzen. Aber diese Verdunkelungsversuche werden ihren Zweck nicht erreichen. Die Geschichte wird unerbittlich richten. Dafür sorgen, man muß sagen Gott sei dank, auch unsere Gegner.

Wenn man nach mildernden Umständen sucht, die

man den an dieser Revolution im unglücklichsten Augenblick Schuldigen zubilligen kann, so ist es der Glaube an die Bereitschaft unserer Gegner zu einem Rechtsfrieden **und** die falsche Einschätzung der Wirkung der Revolution auf unsere Machtstellung. Denn daß auch nur ein ganz kleiner Teil der Schuldigen Deutschlands Untergang will und wollte, kann man wohl nicht annehmen. Aber selbst wenn man Wilson für unbedingt aufrichtig ansieht, so mußte man doch mit den Rachegelüsten der Entente rechnen. Und wer stärker sein würde, ob Wilson oder die englisch-französischen Staatsmänner, war doch sehr fraglich. Der Glaube an einen Rechtsfrieden war also mindestens sträflicher Leichtsinn.

Dasselbe gilt von der Wirkung der Revolution. Man kann sagen, alle Revolutionen haben sich anders ausgewirkt, als ausgedacht und beabsichtigt war. Und stets haben sie zunächst den Staat geschwächt. Und bei uns war die **Revolution** um so falscher, als unsere Rettung nur im Bereich einer sicher kommenden **Evolution** lag.

Wenn dem gegenüber der Zusammenhang der Revolution mit dem Zusammenbruch bestritten und dabei auf das Urteil von einzelnen Frontsoldaten hingewiesen wird, wonach viele Truppen nicht mehr zum Widerstand befähigt waren, so ist dazu zu bemerken, daß man unter der Revolution natürlich nicht nur die Vorgänge etwa vom 9. November ab verstehen darf. Die ganzen Vorbereitungen dazu, insonderheit also die Lähmung des Siegeswillens, die Aufhetzung

Digitized by Google

gegen die Disziplin, die Verführung zur Fahnenflucht und Drückebergerei, kurz alles was den Geist des Heeres zermürbte und es zahlenmäßig schwächte, fällt natürlich mit unter die „Schuld der Revolution".

* * *

Ziehen wir die Folgerung aus dem, was über die Frage: „Konnten wir den Krieg gewinnen?" gesagt ist! Ja, der Krieg war, namentlich im Anfang glatt zu gewinnen, aber auch nachher war er aussichtsvoll, trotz zweifelloser Fehler, die überall vorkommen und bei unseren Gegnern noch zahlreicher waren als bei uns. Verloren worden ist er nur und ausschließlich durch das Versagen der Heimat. Insbesondere hat die Revolution im schwersten Augenblick Deutschlands Schicksal besiegelt. Ein festes, einiges Deutschland hätte sicher noch solange standhalten können, bis unsere Gegner friedensbereit gewesen wären. Wir haben den Krieg durch e i g e n e Schuld um eine Nasenlänge verloren. Und nicht nur verloren, sondern wir haben uns zum Spott der Welt gemacht und uns wehrlos der Rache unserer unerbittlichen Feinde ausgeliefert. Und wie es bei uns im Innern aussieht und welchen Zuständen wir noch entgegengehen, wird auch von Tag zu Tag klarer.

III. „Ließ sich der Krieg rechtzeitig beenden?"

Die Antwort lautet klipp und klar „nein"! Zunächst ist niemals ein Friedensangebot in irgend einer Form an uns gelangt, konnte also auch nicht abgelehnt werden. Dagegen hat Deutschland, d. h. Reichstag, Regierung und Presse, dauernd seine Friedenssehnsucht betont. Das offizielle Friedensangebot der Regierung 1916, wie die Reichstagsresolution, wie endlich die Friedens-Reden unserer Staatsmänner haben aber stets nur das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht, nämlich: Sinken der Stimmung bei uns und Erhöhung der Kriegslust bei unseren Gegnern. Die Form der Ablehnung war für uns jedesmal beschämend.

Im übrigen haben dauernd Fühlversuche halboffizieller Natur stattgefunden, alle mit dem Resultat, daß an einen Frieden — auch einen Verständigungsfrieden — für uns nicht zu denken war. Die Oberste Heeresleitung ist nie gegen einen halbwegs vernünftigen Frieden gewesen, selbst auf dem Gipfel militärischer Erfolge. Sie war es im Jahre 1918 schon deswegen nicht, weil sie den Zusammenbruch der Heimat mehr und mehr kommen sah, ohne ihn aufhalten zu können. Es ging eben um unsere Vernichtung, und ob **wir** friedensbereit waren oder nicht, war der Entente ganz gleichgültig.

Die Sache liegt also einfach so: Unsere Gegner wußten, daß sie jederzeit einen **Verständigungs-**

frieden haben konnten, daß sie also auch in schlechter militärischer Lage nichts riskierten. Für uns gab es nur den Vernichtungsfrieden, und da unsere Gegner selbst nicht daran glaubten, uns militärisch in der für sie noch verfügbaren Zeit niederzuringen, so warteten sie auf unseren inneren Zusammenbruch, und hierin haben sie sich nicht getäuscht. Im Gegenteil, ihre kühnsten Hoffnungen sind übertroffen worden.

Es wird vielfach behauptet, unsere Friedensangebote wären nicht ehrlich genug oder mit derart schweren Bedingungen gepfeffert gewesen, daß die Gegner ablehnen mußten. Wenn wir rechtzeitig uns etwa mit dem status quo begnügt hätten, wäre der Friede möglich gewesen. Gerade diese Behauptung entbehrt jeder Grundlage. Gewiß sind von alldeutscher Seite oft Bedingungen aufgestellt worden, die übertrieben waren, aber nie von der Regierung und der gar nicht dazu berufenen O. H. L. Und wenn man dagegen die Bedingungen ansieht, die uns jederzeit die englisch-französische Hetzpresse androhte, so waren die Alldeutschen sehr zahm. Aber nicht nur das, sondern auch die feindlichen Staatsmänner haben selbst oder gerade in Zeiten, in denen es der Entente schlecht ging, sich nie gescheut, ihre sehr schroffen Forderungen auszusprechen.

Bei der Entente war eben der Wille zum Sieg. Bei uns fehlte die Erkenntnis, daß es für uns nur Sieg oder Niederlage gab, und damit fehlte auch in breiten Kreisen der Siegeswille. Die

O. H. L. hat sich vergeblich bemüht, diese Erkenntnis zu wecken. Sie stand nie auf dem Boden der Alldeutschen, aber in diesem einen Punkt arbeiteten die letzteren allerdings im Sinne der O. H. L. und leider vergeblich. Man muß fragen, wie hat die Idee des Verständigungsfriedens sich überhaupt so festsetzen können? Nun, einmal war es eine gewisse Schlappheit, ein Zweifel an der eigenen Kraft, andererseits der berechtigte Wunsch, dem Morden ein Ende zu machen, sobald es irgend ging, und letzten Endes waren es die hohlen Phrasen der Entente von Volksverbrüderung, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die bei uns für ernst gehalten wurden. Die Phantasterei hat ein furchtbares Ende für uns genommen, oder glaubt auch jetzt noch jemand an einen „gerechten Frieden" für uns?

Die Gesamtfrage: „Konnten wir den Krieg rechtzeitig mit einem erträglichen, d. h. einem Verständigungsfrieden gewinnen?" ist also zu verneinen.

IV. Die Schuldfrage.

Daß man bei so ungeheurem Unglück nach Schuldigen sucht, ist ebenso begreiflich, wie daß man die Schuld von sich selbst — bewußt oder unbewußt — abwälzt und anderen zuschiebt. Im übrigen ergibt sich die Schuld aus dem bisher Gesagten von selbst.

Der Kaiser ist schuldig, aber nicht, weil er den

Digitized by Google

Krieg gewollt, Eroberungspolitik getrieben und den Frieden verhindert hat, — im Gegenteil. Er hat schlappe und unfähige Berater gewählt, eine unglückselige Politik vor dem Kriege getrieben und hat das Volk im Kriege nicht geführt, sondern es in kleinlichen Sorgen und Uneinigkeit aufgehen lassen.

Ludendorff ist schuldig, aber nicht, weil er zuviel gewollt und eingegriffen hat, sondern zu wenig. Er hätte nötigenfalls unter Opferung seiner Person das Ultimatum stellen müssen, daß im Innern rechtzeitig Ordnung geschaffen würde.

Unsinnig und gemein sind die Anwürfe, er habe das Volk belogen, plötzlich in 24 Stunden Frieden verlangt usw. Es muß nochmals festgestellt werden, daß die Regierung über die militärische Lage nie im unklaren gelassen wurde und daß andererseits dauernd auf Abstellung der Mißstände in der Heimat usw. hingewirkt worden ist. Gerade dies hat ihm ja auch den Vorwurf eingetragen, er habe sich in alles hineingemischt. Er war pflichtmäßig dazu genötigt, weil nichts Durchgreifendes geschah.

Daß Ludendorff plötzlich den Krieg verloren gegeben und die Forderung gestellt hätte, in 24 Stunden Frieden oder Waffenstillstand zu schließen, ist so unsinnig, daß selbst ein Kind es nicht glauben sollte. Nachdem aber Prinz Max und andere kompetente Männer es wiederholt behauptet haben, ist eine völlige Klärung des „Mißverständnisses" nötig. Es ist anzunehmen, daß General Ludendorff selbst hierzu das Wort ergreift.

Digitized by Google

Die Militärpartei hat so wenig, wie die Industrie-Partei schuld, denn solche Parteien hat es nicht gegeben.

Die Regierung hat schuld, weil sie nicht geführt, das Volk heraufgezogen und über die Größe des Geschehens aufgeklärt hat, und weil sie das Volk in den Abgrund der Uneinigkeit und des Zerfalls hineintreiben ließ.

Der Reichstag hat schwere Schuld. Die rechten Parteien und ihre Vertreter haben vielfach auch berechtigten Forderungen gegenüber Widerstand und Zögern gezeigt, statt in großem Zuge das Nötige zu geben und die Führung auf diesem Gebiete zu übernehmen. Im übrigen muß man aber anerkennen, daß hier wenigstens Mannhaftigkeit und Nationalstolz vorhanden waren.Die Mittelparteien haben durch das Friedensgewinsel die Willenskraft unseres Volkes zum Siege gelähmt und in diesem Punkt genau so schädlich wie die Linke gewirkt. Selbst wenn man an die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens glaubte, war es ungeschickt, in der gewählten Form immer wieder und wieder davon zu reden. Ebenso falsch war es, daß die Mittelparteien den freiheitlichen d. h., wie die Ereignisse gezeigt haben, umstürzlerischen Ideen der Linken Vorschub leisteten. Wo es ging, sind sie der Regierung, die schon schlapp genug war, in den Arm gefallen. Dabei riefen auch sie dauernd nach dem „starken Mann“, aber daß in ihren Reihen keiner war, sahen sie nicht, und jeden anderen hätten

sie natürlich abgelehnt. Der Parlamentarismus war ja das Wichtigste, möchte das Reich auch zerfallen.

Ungeheuer ist die Schuld der Linken. Die Geschichte wird ein vernichtendes Urteil fällen. Sie nutzte die Schlappheit der Regierung einerseits und die Zwangslage des Vaterlandes andererseits rücksichtslos aus, um ihre Parteiträume zu verwirklichen und ihre Macht — die, wie gesagt, bei Beginn des Krieges tot war — nicht nur wieder aufzurichten, sondern auszubauen. Daß ein großer Teil der Führer wie der Arbeiter in guter Absicht handelte, soll nicht bestritten werden. Die Wirkung war aber jedenfalls zuerst das Versagen des Ersatzes und dann die Revolution im unglückseligsten Moment. Man muß hier zum Vergleich die „demokratischen" Staaten unserer Gegner heranziehen. In diesen Ländern der angeblichen Freiheit kam es mehr und mehr zu einer Diktatur, die vor keinem Mittel zurückschreckte. Unzählige „Defaitisten" wurden festgesetzt, Landesverräter, Fahnenflüchtige und Streikhetzer erschossen, und so wurden die Völker unter gleichzeitigem Appell an ihr Nationalgefühl und ihren Siegeswillen mitgerissen. Wir dagegen erkannten nicht, daß ein Krieg, namentlich ein so langer, nur gewonnen werden kann, wenn das gesamte Volk straff geführt dahinter steht. Wir warfen viele von den Machtmitteln, die die Regierung hatte, (Gesetz über Belagerungszustand, Zensur usw.) weg, statt umgekehrt zu verfahren. Gewiß war vieles besserungsbedürftig im Staat, aber so gut wie bei den anderen war es noch immer, und nament-

lich den Arbeitern ging es besser als sonstwo auf der Welt. Zudem war ja niemand ernstlich gegen die Reformen. Aber die gegebene Zeit für die meisten war nach dem Kriege. Während des Krieges, wo alles nur an den Sieg denken mußte, konnte der Streit um die inneren Reformen nur die Kraft des Volkes lähmen.

Schuld hat endlich auch die Presse. Ein sehr großer Teil allerdings hat mit bestem Willen und eindrucksvollen Kräften gearbeitet. Aber es fehlte an einheitlicher Leitung und an großen Richtlinien, wofür zwar in erster Linie die Regierung verantwortlich ist. Am verheerendsten haben gewisse undeutsche Zeitungen gewirkt. Nichts Großes, nichts Heiliges gab es für sie, alles wurde von ihrer ekelhaften Kritik begeifert. In keinem andern Reich der Welt wären solche Blätter möglich gewesen.

V. Schlußfolgerung.

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich, daß wir den Krieg 1914 nicht verschuldet oder gesucht haben, sondern daß er uns aufgedrungen wurde. Der Krieg war trotz der feindlichen Übermacht zu gewinnen und wäre gewonnen worden, wenn die Heimat durchgehalten hätte, so wie das französische Volk. Falsch und ehrlos ist es, die Schuld allein den militärischen Führern der letzten Jahre aufzubürden. Von einer

Google

Möglichkeit, den Krieg früher auf dem Boden eines Rechtsfriedens abzubrechen, kann keine Rede sein, es blieb nur Sieg oder Niederlage.

Nun haben wir die Niederlage, und als einzig heller Stern leuchtet aus der Vergangenheit der Ruhm des Feldheeres, das das Höchste geleistet hat und unbesiegt erst dann zurückging, als es den Todesstoß von der Heimat erlitt. Daß jetzt freilich auch ein nicht unerheblicher Teil dieses stolzen Heeres sich dem Umsturz zugesellt hat, trübt auch diesen Trost. Aber vielleicht kommen diese Männer — es ist ja an sich nur ein Bruchteil — doch noch zur Einsicht, und der Stolz auf das, was sie vordem geleistet, erwacht noch einmal in ihren Herzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

89100053313

B89100053313A

EEN D/

Digitized by Google

Digitized by Google

89100053313

b89100053313a